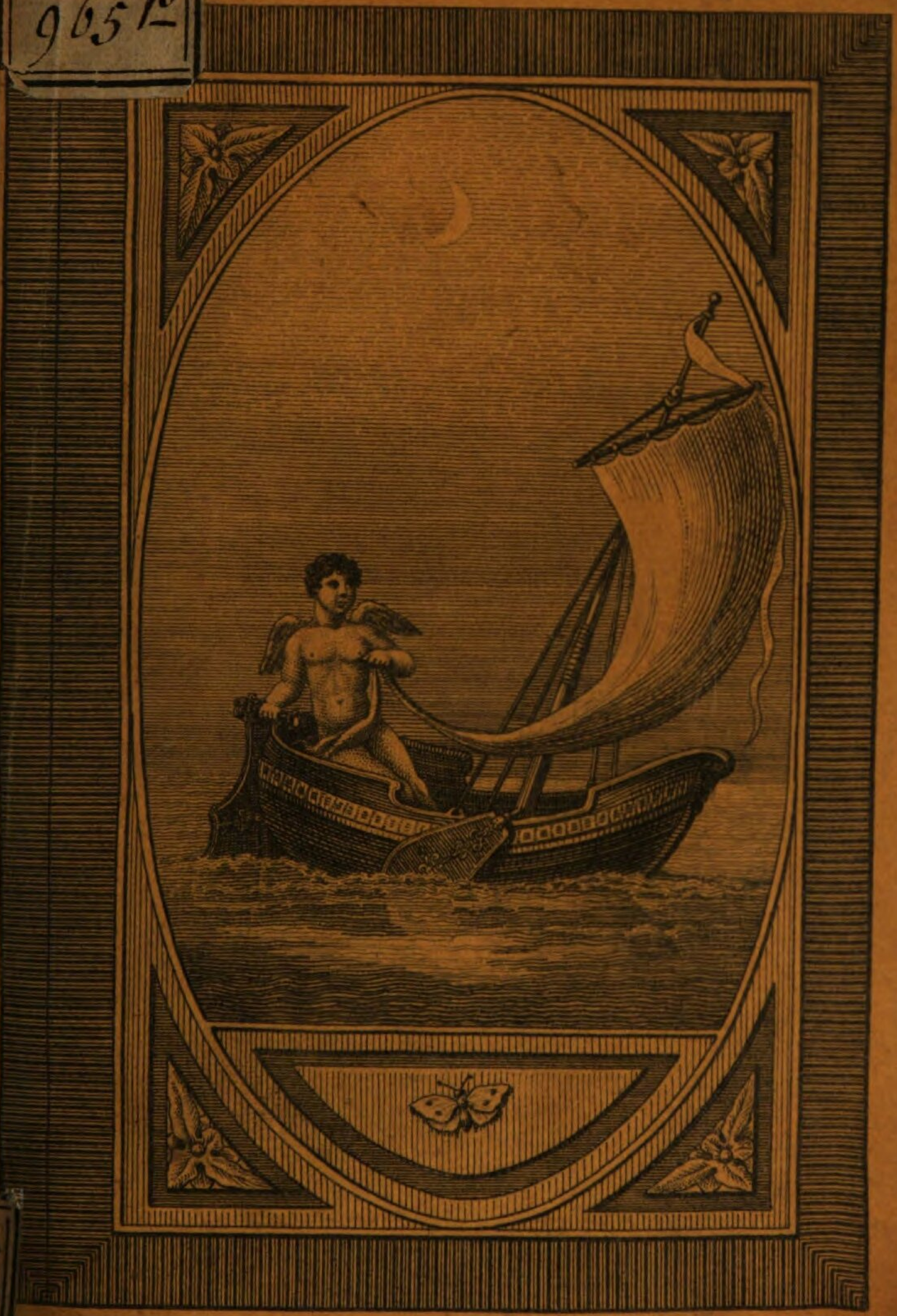
N. 1.

P.O.germ.
965 12



1678

P.O. Germ.
965 r

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Müllneriana.

m

Müllneriana.

Verhandlungen über eine Rezension des Yngurd im dritten Stück des Hermes zwischen Herrn Hofrath Müllner in Weißenfels, als Verfasser des Yngurd, Herrn Professor Krug, als Redacteur und Herrn Brockhaus, als Unternehmer des Hermes.

— — didicisse fideliter artes
Emollit mores nec sinit esse feros.

— — den Künsten ämsig sich weihen,
Schmeidigt die Sitten, erlaubt nimmer ein
Roher zu seyn.

Leipzig:
Buchhandlung Brockhaus.

1820.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Die Zusammenstellung dieser Verhandlungen ist von so vielen Seiten gewünscht worden, daß ich geglaubt habe, diesem Wunsche nachkommen zu müssen.

Die Bekanntmachung meiner Correspondenz mit dem Herrn Hofrath Müllner ist übrigens dadurch vollkommen motivirt, daß sich derselbe geweigert, seine öffentlich ausgesprochenen Beschimpfungen gegen den Unternehmer des Hermes auch nur privatim zurückzunehmen, folglich das Publikum hier das Richteramt zwischen ihm und diesem ausüben muß, wozu aber die Kenntniß der Verhandlungen nöthig war; sie ist ferner für letzteren deshalb Pflicht, damit das Publi-

kum diejenigen künftigen Beurtheilungen seiner Unternehmungen, welche von Herrn Hofrath Müllner ausgehen, gehörig würdigen könne.

Das Ganze dieser Zusammenstellung ist endlich ein Beitrag zur Charakteristik der Großen Männer und Redeführer unserer Zeit in Deutschland.

Leipzig im December 1819.

Brockhaus.

Inhalt.

I. Rezension des Yngurd aus dem dritten Stücke des Hermes.

II. Herrn Hofr. Müllners Aufsatz in der Zeitung für die elegante Welt unter der Ueberschrift: Aff und Schnur.

III. Anzeige des Herrn Prof. Krug, als Redacteurs des Hermes, in der Zeitung für die elegante Welt.

IV. Herrn Hofr. Müllners Aufsatz in der Zeitung für die elegante Welt unter der Ueberschrift: Zigeuner-Freiheit.

V. Aufsatz im literarischen Wochenblatt; (Herrn Hofr. Müllner zugeschrieben.)

VI. An Herrn Hofr. Müllner vom Professor Krug.

VII. Correspondenz zwischen dem Unternehmer des Hermes: F. A. Brockhaus und Herrn Hofr. Müllner.

a) An Müllner vom 11. Novbr. 1819.

b) An Brockhaus vom 16. Novbr. 1819.

c) An Müllner vom 19. Novbr. 1819.

d) An Brockhaus vom 21. Novbr. 1819.

e) An Müllner vom 23. Novbr. 1819.

f) An Brockhaus vom 27. Novbr. 1819.

VIII. An Brockhaus von einem Freunde über vorstehende Correspondenz.

IX. Brief an die Hrn. Gebrüder Hoffmann in Weimar, als Unternehmer und jetzige Herausgeber des literarischen Wochenblatts von Brockhaus.

X. An Herrn Geh. Hofr. Cotta von Cottendorf, als Unternehmer und Fr. Legationsräthin Huber, als Redactrice des Morgenblatts von demselben.

XI. An die Redaction der hallischen Literatur-Zeitung.

XII. An Herrn Hofr. Methus. Müller, als Redacteur der Zeitung für die elegante Welt.

XIII. An Herrn Lotz in Hamburg, als Redacteur der Originalien und der Flora.

I.

König Yngurd. Trauerspiel in fünf Acten von Adolph Müllner. Mit zwei Kupfern. Leipzig, bei Göschen. 1817. 362 Seiten. 8. (Preis: 2 Thlr.)

(Rezension aus dem Hermes *), St. III.)

Gutmeinende, aber mit den Bedingungen dramatischer Kunst schwerlich ganz vertraute Leute haben wohl gewünscht, die Geschichte unserer Tage bereits auf der Bühne zu sehen: den Mann von St. Helena mit seinen Gesellen und die Kaiser und Könige, die ihn besiegt, den alten Blücher, Schwarzenberg u. s. w., ja wohl gar den Wiener Congreß. Nun ist zwar, was wir erlebt, unstreitig ein höchst bedeu-

*) Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur. (Eine Quartalschrift.) Erster Jahrgang für 1819. Vier Hefte. (Etwa 100 Bogen in Median.) Preis 8 Thlr. (14 Fl. 24 Kr.)

tender Moment der Weltgeschichte: aber das große Trauerspiel (die ganze Weltgeschichte ist tragischer Natur), dessen ersten Act die französische Revolution bildet, ist noch lange nicht zu Ende, und da muß denn der sterbliche Dichter warten, bis der große Poet droben erst selber damit fertig ist. Es ist wohl kein Zweifel, daß auch uns dereinst ein zweiter Shakspeare kommt, der die Begebenheiten unserer Tage in einem andern Buche der Könige darstellen wird, wie jener große alte in seinem Buche der Könige (von Johann bis Heinrich VIII.) die Geschichten seines Vaterlandes, die in so mancher Hinsicht das Vorspiel der großen Tragödie sind, die gegenwärtig für ganz Europa sich spielt. Wie denn England überhaupt die Blut- und Feuertaufe eines neuen Lebens am früheſten von allen Völkern unsers Erdtheils empfangen und, in seiner insularischen Abgeschlossenheit weniger von fremden Einflüssen gestört, in seiner Ausbildung dem übrigen Europa, wie der Mond der Erde, vorausgeeilt ist. Aber noch käm' er zu früh, dieser zweite Shakspeare, die Gegenwart ist für den Cothurn nicht reif. Was aber der jetzt lebende Dichter vermag, ja was sein höchster und wahrester Beruf ist, den Sinn dessen, was vor unsern Augen geschah und noch geschieht,

soll er ausprägen in selbstständig lebendigen Gestalten, die großen Lehren der Gegenwart: den Fall gesetzlosen Uebermuthes, die furchtbaren Verirrungen eines von Gott abtrünnigen Geschlechts, und den Sieg des Lichts und Rechts über die finstern Gewalten einer verderbten Zeit.

Und was hat der Dichter des Yngurd gewollt. Aus dem Drama unserer Tage hat er den Kampf angeborner Herrscherkraft mit angeborner Herrscherwürde sich zur Aufgabe gestellt: jenen Kampf, womit das große Drama sich eröffnete, nachdem freilich die Bande, welche die Elemente der Welt zusammengehalten, schon längst gelöſ't und der Boden, worauf das Geschlecht Jahrhunderte durch gewandelt, von feindseligen Geistern — die vor allen Dingen an keinen Geist glaubten, nicht einmal an den eigenen — ausgehöhlt und bis zum Einsturz untergraben war. In Napoleon erreichte jener Kampf seinen Culminationspunct; noch hatte die Welt keinen Herrscher gesehen, der aus unköniglichem Geblüte entsprossen und hervorgegangen aus des Volkes Schooß, die Könige von Gottes Gnaden so sehr zu Sclaven gemacht und der Schrecken mehr als Eines Welttheils gewesen. Aber es wurde auch zugleich in ihm gezeigt, mit welchen

Gefahren für den Frieden der Welt ein solcher den Thron besitze. Man sage nicht: Napoleon, wär' er mehr Mensch gewesen, hätte sich auf der Höhe behauptet, zu welcher mehr das Erdbeben der Zeit als seine persönliche Kraft ihn hinaufgeschwungen. Auch, abgesehen von dem zur Sicherung einer also erworbenen Krone fast unvermeidlichen Mißbrauche der Gewalt, der zuletzt seinen Untergang herbeigeführt, hätte der Glaube der Welt ihn doch wohl am Ende vom dem, nach seinem Ausdrucke „mit Sammt überzogenen Stücke Holz" verdrängt. Denn einerseits bleibt es in Bezug auf die Menge ewig wahr, was der Dichter sagt: Aus Gemeinem ist der Mensch gemacht, und er glaubt an nichts Großes in der Kraft; andererseits ist, nach Oskars Wort im Yngurd, der „Glaube an Königsrecht im Busen der Gerechten festgegründet" und es ist nicht zu läugnen, daß, obgleich unsere Fürsten selbst ihren Ursprung nicht bis zu den Elohim und den „Söhnen der Götter" hinauf werden verfolgen wollen, den gebornen König dennoch ein Schauer von Majestät umgiebt, gegen welchen sich auch der entschiedenste Republikaner vergebens sträubt, ein Abstrahl jenes uralten Königthums, als die Fürsten noch in der That (was sie freilich immer seyn sollten) Organe des Gött-

lichen an die Menschheit gewesen. Betrübt mag es freilich gewissermaßen seyn, daß das Talent der Geburt, der Geist dem Körper im Weltlauf so selten die Wage hält, aber das Talent ist doch im Grunde ein eben so freies Geschenk des Himmels als die Geburt, und der Mensch verdankt sich das Eine so wenig wie das Andere, auch liegt es ganz im Naturgesetze, daß das Talent eben als das Geistigere von diesem kothigen Planeten weniger angezogen und begünstigt wird.

Und hiemit glauben wir denn auch die Grundidee des Yngurd ausgesprochen, dem man daher wohl sehr Unrecht gethan, wenn man eine Apologie der neufranzösischen Legitimität darin hat finden wollen. M. ist doch zu sehr Dichter und Deutscher, um solchen Götzen zu huldigen. Daß aber sein Werk recht eigentlich ein Gewächs der Zeit ist, giebt der Augenschein, wenn es die etwas geschraubte Zueignung auch nicht verriethe. Zum König Yngurd hat ihm offenbar Napoleon gesessen oder vielmehr gestanden, denn damals, als sein Riesenbild den Dichter zu seiner Schöpfung begeisterte, war das Sitzen seine Sache eben noch nicht. Im Alf, dem „Fürsten mit dem Menschensinne“ (der übrigens von seinen Gegnern

als „Gliedermann, am Drath gezogen“ nicht uneben bezeichnet wird), so wie im Oskar, dessen bloße Erscheinung erobert, steht das sit venia verbo legitime Königthum dem gekrönten Emporkömmlinge gegenüber.

Der Kampf beider Kräfte endet, wie er immer enden wird, bis das alte ächte Königthum wiederhergestellt ist — welches Licht und Kraft zugleich — mit dem Siege des legitimen Geblüts über die legitime Kraft. Es ist ein sehr glücklicher Zug und bestätigt den oben angeführten Spruch des großen Dichters, daß eben der Bauernstand, aus welchem Yngurd entsprossen, es war, der ihm seine Stimme zur Krone versagte, wiewohl der Dichter der Sache die Deutung gegeben, als habe jene der Natur noch am nächsten stehende und deshalb aus einer Art Instinct fast immer das Rechte treffende Menschenclasse die Ahnung der schrecklichen Nothwendigkeit eines ewigen Krieges zur Bekämpfung einer so unsichern Gewalt, zu jener Weigerung bestimmt.

Aus diesen Andeutungen erhellt, daß der Dichter seine Aufgabe allerdings klar und scharf aufzufassen verstand. Desto mehr ist zu bedauern, daß ihm in der Ausbil-

dung des bedeutenden Stoffs die Schöpferkraft etwas ausgegangen scheint und daß die Ausführung mit der Idee nicht überall gleichen Schritt hält. Der Grund davon scheint bei dem Dichter in einem Uebergewicht des reflectirenden über das bildende Geistesvermögen zu liegen. Hr. M. zeigt sich im Y. mehr als ein Dichter des Verstandes als der Phantasie, die ganze Composition verräth erstaunlich viel Talent, weniger Genie. Bei allem Glanz und Glätte der Form fehlt es dem Ganzen zu sehr an der rechten Frische und Lebendigkeit, es scheint Alles mehr künstlich getrieben als frei und fröhlich gewachsen. Die Zeichnung ist meist hart und steif oder unbestimmt und nebelhaft, Colorit und Sprache zwar regelrecht, aber trocken und einförmig, die Wahrheit der Natur, der Zauber des Phantastischen soll nicht selten, wie bei einigen niederländischen Malern, durch dicke übertreibende Striche erreicht oder ersetzt werden. Das Vorherrschen der Reflexion über die Handlung — ein Fehler fast aller unserer neuesten Dichter — das breite und viele Reden — das bisweilen allzu sichtbare Streben nach Effect und Bedeutung — erinnert an den französischen Cothurn, so daß man an einigen Stellen mehr eine Uebersetzung aus dem Französi=

schen als ein deutsches Original zu lesen glaubt. Die Fabel des Stückes scheint auch nicht gleichsam mit einem Zauberschlage aus sich selbst entsprungen, vielmehr vom Verstande nicht ohne Mühe zusammengebaut, und der Dichter hat bei einzelnen Partien — wir wollen nicht glauben, im Gefühle eigner Ohnmacht — sagar fremde Hülfe nicht verschmäht und Geister aus Shakspeare citirt. Aber nur ihre Gespenster erschienen. So ist Brunhilde blos die vergröberte Constanze aus dem König Johann, mit etwas Isabeau aus Schillers Jungfrau versetzt, Oskar kann seine Verwandtschaft mit Arthur und Marduff mit Hubert nicht verläugnen, und zum Gyldenbrog hat Polonius redlich beigesteuert. Im Yngurd selbst ist so viel König Johann und Macbeth als möglich, bisweilen erscheint er jedoch mehr als der potenzirte Hugo. Die Catastrophe erinnert fast zu stark an Hamlet, nur daß hier der Däne fällt, der Normann den Thron besteigt, im Yngurd umgekehrt. Das giebt dem Stücke nun freilich ein etwas geflicktes Ansehn und fällt desto unleidlicher auf, je weiter, wie Erd' und Himmel, die Copien von den Originalien abstehn. Besser vielleicht hätte der Dichter gethan, einen gegebenen geschichtlichen Stoff selbstständig auszubilden, als

einen auf eigne Hand zu erdichten und bei Fremden zu borgen. Denn daß, wie er sagt, „die Wirklichkeit selten zum Gedichte taugt,“ will uns nicht recht einleuchten, und Shakspeare ist wohl die beste Widerlegung dieser parador klingenden Halbheit. Aber Hr. M. borgt nicht nur Charactere, auch in einzelnen Stellen verrathen sich Reminiscenzen, z. B. der Tod, der ungestraft in der Könige Leiber bricht, und die Stelle von der natürlichen Königswürde Act. 3, Sc. 3. gefiele, wenn man sie nicht, freilich weit schöner und poetischer, in Calderons standhaftem Prinzen gelesen. All' dieß bewirkt nun, daß das Ganze keinen rechten Totaleindruck macht, wozu noch kommt, daß das Verhältniß Oskars und Asla's das Interesse allzusehr von der Haupthandlung und deren Mittel- und Brennpunct — Yngurd — abzieht, weil der Dichter diese Partie fast zu sehr hervorgehoben. — Schon die Eingangsscene — dieser Probierstein dramatischer Kunst — ermangelt der recht anschaulichen Vergegenwärtigung. Eine peinlichere, langweiligere Exposition hat wohl selten ein Dichter geschrieben. Statt mit ein Paar dreisten Zügen gleich in medias res zu versetzen, wird viel überflüssig räsonnirt vom Wetter und dessen Bedeutung, vom Doppelsinne des mauvais tems im Französischen u. dergl., und

eine Masse Detail aufgehäuft, die mehr verwirrt und zerstreut als belehrt. Dazu kommt eine verfängliche Genealogie der Hauptpersonen, aus der bei allem Streben des Dichters, sie klar zu machen, doch wohl nur wenige Zuschauer sogleich klug werden möchten. Endlich kommt wie gerufen ein tüchtiger Donnerschlag, und wir sehen die Königin Irma mit ihrer Tochter, zwar im Neglige, aber mit einer desto geputzteren dialogisirten Abhandlung über das Erwachen des Geschlechtstriebes im Weibe und die Polarität des Herzens auftreten; wobei die Tochter insonderheit bemüht ist, den Zustand ihres Herzens in den kostbarsten Gleichnißreden und in gespreitzter Rhetorik an den Tag zu legen, und einen Traum declamirt, der mehr das Umständliche eines Schlachtberichtes hat. Kann aber etwas anstößiger seyn als die plumpe Art, wie diese Irma ihrer Tochter die Mysterien der Jungfräulichkeit entschleiert? Es ist unbegreiflich, wie ein Dichter, der das Wort Geschmack beständig im Munde führt, die Grazien so gar grob beleidigen konnte. Aber diese Tochter ist einer solchen Mutter auch vollkommen werth. Sie erklärt ihr rund heraus: sie sey ihr Kind nicht mehr, ein drittes Wesen lebe in ihrer Brust (wobei wir anfangs gar auf besondere Gedanken

geriethen); ja sie wird ordentlich zur Furie, fühlt sich getrieben, ihre „Eltern zu hassen, ihnen zu fluchen, ja sie im Tode zu verlassen.“ Nun sagt zwar die Schrift: daß ein Weib um des Mannes willen Vater und Mutter verlasse, aber so kannibalische Aeußerungen des Verliebtseyns waren doch bisher noch nicht erhört. Bemerkenswerth ist doch, daß Oskar, der Geliebte dieses zarten himmlischen Wesens (so möchte der Dichter sie gern darstellen), in ihrer Nähe (Act 4, Sc. 1.) auch von der Sucht, seine Mutter zu hassen, als von einer Art Hundswuth befallen wird, woraus allerdings auf eine ansteckende Natur des Uebels zu schließen. Zu solchen Tollheiten kann die Sucht, originell zu seyn, verführen! Erbaulich ist es auch zu lesen, wie in besagter Scene das unschuldige Wesen dem, wie es scheint, noch unschuldigeren Knaben über seine Neigung zu ihr mit recht jungfräulichem Entgegenkommen aus dem Traume und auf die Sprünge hilft und ihm seine Liebe so zu sagen ordentlich vorkaut:

> Du liebst mich, Oskar, liebst mich mit dem Sinn,
> Der um die Braut (unterstrichen) den Arm begehrt zu schlingen.

Das muß der junge Mensch ja doch wohl

verstehn! Uebrigens mag diese Asla, da sie, wie es scheint, mit cataleptischen Zufällen behaftet, öfters lange in Einer Stellung zu verweilen hat, keine leichte Aufgabe für die Bühne seyn. — Endlich — endlich — wie in jenen nördlichen Gegenden die Sonne nach langer Dämmerung — geht im Yngurd — Yngurd selber auf, nachdem bisher viel Redens ergangen von seinem erstaunlichen Heldenmuthe und großem Ruhme, der blos zwischen den beiden Polen Raum haben soll. Leider rechtfertigt sein erstes Auftreten die hohe Meinung nicht ganz, die der Dichter von ihm zu erregen gesucht. Es sind wieder nur Worte — Worte — Worte, die der Gefeierte mitbringt, statt durch einen kecken Zug lebendiger Handlung die hochgespannte Erwartung zu befriedigen. Er kommt und räth den Reichsherren, sich dem Oskar, als rechtmäßigem Könige, zu unterwerfen, und wir sind schon im Begriff, seine Resignation zu bewundern, als der weinerliche Zusatz:

Und lacht zu Irma's, lacht zu Asla's Thränen,

uns verräth, daß es ihm mit diesem Vorschlage wohl eben so wenig Ernst gewesen, als vielleicht dem Dichter, wenn er in der Nachschrift den Bühnen die Aufführung sei-

nes Stückes widerräth. Auch bestätigt dieß Yngurds nachherige Erklärung im Lager: daß er nur als König sterben könne, daß ein Gott die Stufen zum Throne hinter ihm abgebrochen u. dergl. Es war also wieder nur eine artige Redensart. Ueberhaupt scheint der ganze Mann häufiger mit Reden als mit Handlung ausgestattet. Im ganzen, ungeheuer langen, ersten Act erscheint er nur Einmal, und zwar blos um zu reden, und geht bald wieder ab, nm mit den Reichsherren weiter zu reden, und im zweiten tritt er auch nur Einmal auf, und zwar im feindlichen Lager mit Friedensvorschlägen; aber auch in dieser sonst wirkungsvollen Scene redet er wieder fast zu viel, und die Aeußerung: „Man solle machen, daß er Norwegs Krone nie getragen,“ klingt fast allzuspitzig im Munde eines nordischen Heldenkönigs. Erst gegen die Mitte des Stücks kommt der gekrönte Rhetor etwas mehr in Thätigkeit. Dabei macht er sich überall mit seinem Heldenthume gewaltig breit, wie ein ächtfranzösischer Theaterheld und wahrer Bramarbas, der's mit Sporenklirren und Schlagen an den Säbel zu zwingen meint. Ja selbst bei der unerwarteten Nachricht von dem Tode seiner Tochter und Gemahlin ist es sein erster Gedanke, daß er ein „Heldenherz“ im

Leibe hat. Leider zeigt er dadurch, daß er sich selber einen Helden nennt, wie wenig er eben einer ist. Und in der That sieht man auch wenig Heroisches von ihm, wenn man nicht den Entschluß, sich dem Teufel zu ergeben, dafür will gelten lassen. Aber er hat wohl Recht: wenn Gott und Teufel eine Seele spalten, so hat keiner von beiden Etwas, das der Mühe werth ist, und es scheint ihm entweder mit dem Gebete oder mit der gleich darauf folgenden Teufelsbeschwörung wenig Ernst zu seyn. Doch der Teufelsdreck gehört wie bekannt nun einmal zum neupoetischen haut-gout, und so glaubte sich der Dichter, der im 29sten Februar den 24sten und in der Schuld die Schicksalsmode mitgemacht, auch diese Anforderung des herrschenden Zeitgeschmacks nicht wohl versagen zu können. Ob nun der Böse den Contract angenommen, bleibt unentschieden. Genug, Yngurd glaubt es, und die plötzliche Wendung der Schlacht giebt ihm darüber Brief und Siegel. Aber die Einmischung der Hölle beschleunigt seinen Fall, statt ihn zu retten; nachdem er einmal sich selbst aufgegeben und den Gott in seiner Brust um äußerlichen Zweck verrathen, bricht auch das Gebäude seines Glücks über seinem Haupte zusammen. Die Gaben der

Hölle sind Blendwerk, todte Kohlen statt Gold, Schein für Seyn, „der Name für die Sache.“ Sein Sieg über Oskar besiegt ihn selber, und der Gefangene zieht triumphirend in Aller Herzen ein und wendet das Gemüth des Volks von dem bis jetzt glücklichen Herrscher. Das quälende Bewußtseyn jenes dunklen Bündnisses mit den schlimmen Mächten raubt ihm das freudige Vertrauen zu sich selbst, er gleitet ganz aus seiner Bahn, die er bisher wie ein mächtiges Gestirn unverrückt gewandelt, und fühlt sich zuletzt von schrecklicher Nothwendigkeit gedrungen, für seine Sache, die er bisher mit dem Schwerte in ehrlich offenem Kampfe vertheidigt, den Dolch des Meuchelmords zu dingen. So ist die Catastrophe des gewaltigen Menschen mit großer Kunst und psychologischer Einsicht eingeleitet und herbeigeführt. Zweideutige Orakel vollenden die unselige Täuschung des Opfers finsterer Mächte und führen es nur rascher dem Abgrunde zu. Denn wenn einmal das reine Licht des Hauptes erloschen und die Unschuld des Willens verscherzt ist, gewinnen die betrüglichen Stimmen der Unterwelt Gewalt über den Menschen, und die Irrwische erscheinen, nachdem die Sonne untergegangen. Nur scheint es, als ob Yngurd, ungefähr wie der sterbende Hugo in der

Schuld, seinen Fall etwas leicht nähme und allzuviel davon auf Rechnung der Hölle schriebe. Eben in jenem Zustande des Hellsehens, worin ihn der Dichter nahe vor dem Tode erscheinen läßt, sollt' es ihm vielmehr klar geworden seyn, daß der Teufel, der ihn zum Falle gebracht, eigentlich Niemand gewesen als Er selber und daß auf der Wage des ewigen Gerichts die beschlossene und die vollbrachte Unthat gleich schwer wiegt. Die Tragödie soll den Menschen erheben, nicht niederdrücken. Der Glaube an einen übermächtigen Einfluß böser Geister hat aber gewiß nichts Erhebendes und vernichtet, mit der Zurechnungsfähigkeit unserer Handlungen, die Freiheit und Würde menschlicher Natur. Die Bühne will den Menschen, nicht einen Spielball dämonischer Kräfte. Zwar darf der Dichter seine Personen in dergleichen Irrthümer verstrickt zeigen, aber die Composition des Ganzen muß beweisen, daß er diese Irrthümer nicht theilt. Wir wollen nicht lauter Grandisons und Clarissen auf den Bretern, wollen nicht die Bühne in ein Kloster verwandelt, wie Hr. M. seine Gegner mißverstehen möchte. Aber der Dichter soll sich hüten, durch schlaffe Behandlung der Sünde, durch falsche Beschönigung mit der Macht des Schicksals, böser Geister oder unglück=

licher Gestirne, sich gleichsam selbst zum Mitschuldigen seiner Verbrecher zu machen, er soll nicht, wie in der Schuld geschehen, den Selbstmord eines gemeinen Sünders als einen Gottesdienst behandeln und als eine Verklärung und Himmelfahrt feiern. Die Poesie hat keine andere Moral als das Leben, und dem Dichter und Künstler ist kein anderes Gesetz ins Herz geschrieben als den übrigen Menschen. Wer das nicht begreift und mit verworrenem Sinne und unreinen Händen dem Heiligthume naht, dem werden die rechten Tiefen der Natur und Menschenbrust immer verborgen bleiben, glänzende Einzelheiten mögen ihm gelingen, aber kein tüchtiges Ganze, und statt lebendiger, ewig gültiger Charactere wird er meist nur Schatten oder Fratzen zur Welt fördern. An dergleichen mangelt es auch im Yngurd nicht. Der Hauptcharacter selbst, wie wir gezeigt, entspricht der hohen Idee nicht ganz, die dem Dichter wohl vorgeschwebt. Alf und Oskar könnten ebenfalls strenger gezeichnet seyn, doch leuchten in beiden einzelne Strahlen angebornen Königthums. Sicher seiner Würde gesteht jener seine Ohnmacht, sein Volk allein zu lenken „wie Gott die Welt," und keine falsche Scham hält ihn ab, die geistige Ueberlegenheit seines Gegners anzuerkennen, so wie Yngurd nie

größer erscheint als in der Scene, wo er neben Alf klein sich fühlt. Oskars kühnes Auftreten vor Yngurd und Alf und seine Berufung auf die Entscheidung des Reichs über sein Recht zum Throne hat etwas wahrhaft Erhabenes, und das Gebet des todesnahenden Jünglings für seinen Mörder, damit Menschengröße nicht ein Spott der Ohnmacht werde, verräth einen mehr als königlichen Sinn. Dergleichen Züge gewinnen wirksamer für ihn, als seine zierlichen Reden über seinen Dichterberuf, und vom „Großen und Schönen," wo man mehr einen jungen Professor der Aesthetik zu hören glaubt. Von Asla ist schon geredet. Es ist ein unleidliches, verschrobenes Ding. Den beiden Königinnen fehlt es auch zu sehr an ächttragischer Würde, wobei wir nicht jene Reifrockswürde des französischen Cothurns meinen. Aber wen widert es nicht, wenn diese Irma selbst gesteht, daß sie durch eine schmutzige Lüge ihres Vaters Bett befleckt? oder wenn Brunhilde die dänischen Soldaten von ihrer Liebschaft mit Egloff unterhält, die noch dazu auf's Ganze nicht den geringsten Bezug hat? Wen nicht ihr forcirter Wahnsinn, den sie sogar ordentlich zu demonstriren sucht? Und im Ausbruch ihrer Sinnlichkeit im Irrsinn, wie tief steht sie unter Ophelia, die hier of-

fenbar hat nachgeahmt werden sollen! Von den Nebenpersonen verdient Gyldenbrog, ein Nachbild des Polonius, bemerkt zu werden. Zwar spielt er in seinem schwarzen Rocke im Ganzen eine etwas traurige Figur und geberdet sich anfangs ein wenig marionettenmäßig. Aber in der bedeutenden Scene, wo Oskar seinen Anspruch auf Norwegs Krone geltend zu machen sucht, erscheint er als würdiges Organ, als unerschrockener Vertreter des ewigen Rechts. Ziemlich unbedeutend ist dagegen der sogenannte Humorist Jarl; denn dafür erklärt ihn der Dichter selber, und er thut wohl daran, wie unter schlechte Jahrmarktsbilder zu schreiben, was der Mann eigentlich vorstellen soll; kein Mensch würde in dem nüchternen Schwätzer mit seinen schielenden Gemeinplätzen, z. B. vom Schicksale, das seine eignen Saaten frißt, einen Humoristen erkennen. Welche Begriffe muß Hr. M. von Humor haben! Erichson ist nicht ohne Liebe gezeichnet. Die Reichsherren heben sich wenig hervor, nur Biörneland erscheint in derselben Scene, wo Gyldenbrog Oskars Recht so muthig vertritt, aus demselben Grunde lobenswerth. Marduff ist fast der compacteste Mensch im ganzen Stücke, an dem man doch ordentlich Fleisch und Blut fühlt. Er wird, seines

Volks ein Schotte, einmal wortspielend Yngurds Schatte genannt, in künstlerischer Hinsicht ist's fast umgekehrt. Auch die beiden Küstenfischer sind nicht ohne Characteristisches und ihr „Fischfang bleibt doch immer" ist recht das Schiboleth des großen Haufens; in andern Zügen, wie in der rohen Bemerkung der Aehnlichkeit Oskars mit Ottfried, ist der Dichter über dem Bestreben, volksmäßig zu seyn, ins Uebertriebene und Carikirte gefallen. Ueberhaupt vermißt man häufig jene Treue gegen die Natur, die bei aller Freiheit des Schaffens den wahren Dichter bezeichnet. Der Ausdruck der Leidenschaft erscheint oft frostig oder abgeschmackt, und leere Wortparade ersetzt nicht selten das wahre Pathos. Wie dem Yngurd der Tod seiner Gemahlin und Tochter gemeldet wird, bricht er in die Worte aus:

— — Freilich! solche Mähr
T r i f f t, wie das Roß die S t i r n trifft mit dem Hufe —

wobei in Parenthese gesagt wird, daß dieß „mit dem Ausdruck gänzlicher (!) Abstumpfung für den Schmerz" zu sprechen sey, mit welcher Abstumpfung es allerdings seine Richtigkeit hat, aber eben nicht zum Lobe

des Dichters. — Der Sprache fehlt im Ganzen das rechte Leben, die schöpferische Kraft und Fülle. Die Gleichnisse sind bisweilen gesucht und mit unnützer Zuthat überladen; so z. B. der Baum, der „mit müßigem Gehirn (!) nicht über seinen Ursprung grübelt — Blüthen, die zum erstenmal (?) dem Baum entsprießen u. dgl. An gedehnten Stellen ist kein Mangel, und die dichterischen Längen sind nicht immer dichterische Stellen, als wofür sie der Verf. in der Nachrede gern ausgeben möchte. Oft ist der Ausdruck allzu kostbar und geziert, z. B. wenn Irma sagt: „Ihr seht die Würde in eurer Fürstin nassem Blick sich spiegeln" oder wenn Yngurd „die Blüthentage seiner Liebe an der Erinnerung Himmel heraufziehen" läßt. Für Substantive, die ein Bild gaben, stehen oft Adjective, bei denen man sich nichts Bestimmtes denkt, z. B. das Große, Herrliche, Schöne u. dergl. Irma's: „mein Gemüth gehorchte süßen Trieben" schmeckt etwas nach Gottsched, und Brunhilde spricht von ihrem Egloff wie eine Todesanzeige: „Er ging hinüber nach dem bessern Lande" (wo er, auch ein Selbstmörder, wahrscheinlich mit dem seligen Hugo aus der Schuld zusammentreffen wird). Im Ganzen zu viel Declamation, rhetorischer

Schwulst und Reflexion. Jarl kann bei einem Gewitter nicht umhin, zu verstehen zu geben: „es gehe dem Wetter wie dem Menschen," was nun lang und breit aus einander gesetzt wird, und Oskar kann an einem schauerlichen Orte die Bemerkung nicht unterdrücken: „daß Lust und Graus verwandt sey." Die Pforte, wodurch er den tödtlichen Sprung macht, muß schon im Voraus „Todespforte" getauft seyn, wobei man, mit Göthe zu reden, gar zu handgreiflich Absicht merkt und verstimmt wird. Die Sucht, immer bedeutend zu seyn, giebt dem Styl häufig ein gedrechseltes, geschnitztes und gespitztes Ansehn. Daher auch der häufige gesperrte Druck einzelner Worte, auf die ein besonderes Gewicht gelegt wird; daher die häufigen Noten für den Schauspieler, mit welchem Gefühl dieß oder jenes vorgetragen werden soll. Mißlich bleibt es immer, wenn der Dichter dem lebendigen Worte, das allein sein Element seyn soll, durch solche Mittel nachhelfen zu müssen glaubt. Wir führen ein Beispiel an. S. 314 u. 15: „Yngurd fährt heftig zusammen, schlägt, von Durdal sich abwendend, beide Hände vor die Stirn, die Ballen auf die Augen gedrückt, läßt sie dann langsam wieder sinken, und bleibt starr und unbeweglich im

Vordergrunde stehen. Brunhilde lehnt ihm gegenüber an einer der vordersten Säulen. Sie zeigt keine Spur von Ueberraschung, sondern blos das Lächeln des Wahnwitzes, der sich klüger als die Vernünftigen dünkt. Asla wankt einige Schritte zurück, deckt die Augen mit den Händen, wendet letztere dann niederwärts und sieht starr auf den Boden, als ob Oskar vor ihr läge." (Woran der Zuschauer Letzteres erkennen soll, ist nicht angegeben.) Auf diese Weise könnte man ein Trauerspiel ohne alle Worte schreiben. S. 332 werden die Reichsräthe angewiesen, beträchtlich zu weinen. Wozu dieß Gaukelwesen? Trifft der Dichter nur das rechte Wort, so trifft der Schauspieler von Talent auch gewiß die rechte Geberde, der ungeschickte aber wird durch solches Abrichten vollends zur Holzpuppe. Auch die ängstlich genaue Bezeichnung des Scenischen und der Gruppirung ist zu rügen. Sollten Bühnendirectionen, die sich an einen Yngurd wagen, nicht selbst so viel Verstand haben zu bestimmen, ob der oder jener Schauspieler durch die Thüre rechter oder linker Hand einzutreten oder abzugehen hat u. dergl. Dinge mehr. Wir gestehen, daß die gar zu große Sorgfalt, womit der Dichter seine dramatischen Kinder beleckt, fast ein wenig wie Affenliebe aus-

sieht. So erklären sich auch die Vor- und Nachreden, womit er seine Werke vor jedem Lüftchen eines Mißverständnisses oder möglichen Tadels zu verwahren sucht, die Berichte von den Schicksalen seiner Stücke auf verschiedenen Bühnen, was doch eigentlich Niemanden sonderlich interessirt als den Dichter. Alles — auch die Sprache in ihrer grammatisch-regelrechten Starrheit, verräth die Geburtswehen nur allzudeutlich, die dem Dichter das Werk gekostet. Demohngeachtet ist es ihm begegnet, das Wort Schnur falsch zu brauchen und Schwiegertochter, was es bedeutet, mit Stieftochter zu verwechseln. Auch die Verse, die oft recht schwerfällig sich hinschleppen, sind nicht frei von falschen Reimen, wie Brust — thust; Knecht — schlägt; Mann — Kahn; gefällt — quält; malt — alt u. dergl. Entschluß wird einmal — richtig — als Jambus, ein andermal als Spondäus gebraucht. Verwerflich sind auch Verse, die auf einsylbige Partikeln reimen, wie und, wenn, denn 2c.

Vergleichen wir den König Yngurd mit der Schuld, so ergiebt sich, daß die Grundidee jenes Werkes ungleich größer und poetischer ist, als in diesem, dem es bei allen trefflichen Einzelheiten doch an zwei Haupt-

erforderniſſen eines guten Drama fehlt: an einer ächtpoetiſchen Fabel und an Handlung. Sieht man aber auf Form, auf Glanz und Nerv der Diction, ſo verdient die Schuld den Vorzug. Yngurd iſt wirklich zu breit und mitunter langweilig. Daher auch das geringe Glück auf der Bühne. Als Denkmal von dem Verfalle wahrer dramatiſcher Poeſie wird dieſes Werk übrigens immer hiſtoriſche Merkwürdigkeit behalten. Von dieſem Verfalle zeugt bei unſern Dichtern das eitle Haſchen nach Theatereffect, die Ohnmacht in der Charakteriſtik, das Ueberwiegen todter Reflexion vor lebendiger Handlung. Dieſes Unweſen iſt deſto gefährlicher, wenn es ſich mit glatter geſchliffener Form verbindet, was mechaniſche Köpfe fälſchlich Claſſicität nennen. Doch auch die alexandriniſche Periode ging ja vorüber und aus dem trüben Chaos poetiſch unfruchtbarer Jahrhunderte erhob ſich die herrliche Schöpfung der romantiſchen Poeſie. Einer gleichen Hoffnung leben auch wir für die Dichtkunſt, namentlich für die dramatiſche, unſers geliebten Vaterlandes.

II.

Eingemachte Lesefrüchte.

Fünf und zwanzigster Aufsatz.

Aff und Schnur.

(Aus der Zeit. f. d. el. Welt. Nr. 203. v. 15. Oct. 1819.)

Besinnen sich die Leser wohl noch auf den eingemachten König Claudius, den ich ihnen um die Obstzeit des vorigen Jahres (im eilften Aufsatze, besonders unter b, c und d) vorgesetzt habe, und der Niemand anders war, als der unbenannte Leipziger Rezensent des König Yngurd? Diese Frucht ist heuer wiederum recht saftig gewachsen, das heißt: der nämliche Rezensent hat in einem andern Leipziger Journale den König Yngurd (von welchem leider Herr Göschen eben eine ekelhafte Wiederkäuung oder neue Auflage an's Licht gebracht hat) noch einmal rezensirt.

Woher ich das weiß? Oh ich bin vor meiner jetzigen Anstellung bei der Eleganten unter vielen andern Dingen auch Rezensent,

ja sogar Leipziger Rezensent gewesen, und kenne die dortige Practik. Den König Claudius habe ich unter andern daran erkannt, daß er bei der gedachten neuen Auflage seiner Rezension einer Ermahnung nachgekommen ist, die ich selbst durch die Elegante an ihn hatte gelangen lassen. Ich hatt' ihm nämlich in dem angezeigten Aufsatz 11. Schüsselchen b. ermahnt, seine fromme Lammesnatur abzulegen, und giftiger zu kritisiren. Die Ermahnung war damals nöthig, denn er hatte kaum die alltäglichen Griffe des Handwerks weg. Jetzt aber, in dieser verbesserten Yngurdsrezension hat er mich durch einen Meisterstreich überrascht. Er ficht die Art an, wie der Verfasser seine Anweisungen für die Schauspieler (in der Theatersprache Anmerkungen genannt) abgefaßt hat, und allegirt als Beispiel: „Seite 332 werden die Reichsräthe angewiesen, beträchtlich zu weinen.“ Wer das lies't, und den Yngurd nicht bei der Hand hat, der muß nothwendig glauben, daß die hier spatiös gedruckten Worte wirklich darin stehen, und daß mithin der Verfasser s. v. ein alberner Pinsel ist. Ich aber, als Mann vom Fache, ahndete hier einen von den Geniezügen, die zwar im gemeinen Leben von den Moralitätskrämern mit einer Art von Galgennamen belegt zu

werden pflegen, gleichwohl aber an einem Rezensenten von Profession nicht genug gepriesen werden können. Ich schlug also nach, und richtig! es stand kein Wort vom beträchtlichen Weinen da; die Anmerkung lautete: „Die Reichsherren werfen sich auf seine Hände, und küssen sie in Thränen.“ Ich war so entzückt, daß ich dem Kriticus hätt' um den Hals fallen können. Einen Autor dadurch lächerlich machen, daß man aus dem Buch' eine Stelle anführt, die nicht drin steht — welch ein Gedanke! Darauf bin ich während meines Rezensentenlebens nie gefallen, das muß ich mit Beschämung gestehen. Ja, wenn ich auch darauf gefallen wäre, ich glaube, daß ich zu feig gewesen wäre, ihn auszuführen, weil es denn doch nicht unmöglich wäre, daß man von einem Autor, der die Zigeunerfreiheit der literarischen Universalrepublik nicht anerkennte, dafür leiblicher Weise genasenstübert würde.

An dieser kühnen Genialität nun habe ich den König Claudius erkannt, als meinen Schüler, der seinen Meister übertroffen hat.

In Hinsicht eines andern Grundsatzes der practischen Kritik ist er aber noch nicht

im Klaren. Es gehört wesentlich zu einer guten Rezension, daß man dem Autor Unwissenheit vorrücke. Dabei kann nun zwar der Rezensent so viel eigne Unwissenheit an den Tag legen, als ihm beliebt: nur darf es nicht gerade durch die Rüge der fremden Unwissenheit selbst geschehen, weil dadurch die Rüge null und nichtig, und der Rezensent lächerlich wird, indem nun hervorgeht, daß der Autor mehr von der Sache quaestionis wußte, als der Kriticus. In diesen Fehler ist König Claudius gefallen. Er sagt: „Alles — auch die Sprache in ihrer grammatikalisch-regelrechten Starrheit, verräth die Geburtswehen nur allzudeutlich, die dem Dichter das Werk gekostet (hat). Demohn (un) geachtet ist es ihm begegnet, das Wort Schnur falsch zu brauchen, und Schwiegertochter, was es bedeutet, mit Stieftochter zu verwechseln.“ Der erste Satz, der Vorwurf der grammatikalischen Regelrichtigkeit, im Gegensatze der genialischen Sprachräderung, ist brav; aber in der Schnur hat der K. Claudius sich gefangen, wie sein Namensahnherr im Hamlet in der Schlinge des Schauspiels. Schnur kommt her vom lateinischen Wort nurus, heißt im Tatian Snur, und bedeutet nicht blos (wie 3. Mos. 18, 15.) das Weib des Sohnes, sondern auch die Tochter des Gat-

ten, oder der Gattin, gleichwie im Französischen die Wörter bru und bellefille (und im Altfranzösischen nuore) ebenfalls beide Verhältnisse bezeichnen, die im Grunde nur Eines sind, nämlich: Kindschaft in der Affinität, Zubringung einer Tochter durch Heirath, gleichviel, ob das Affinitäts= (Verschwägerungs=) Band oben oder unten angeknüpft ist. Schnur ist Tochter durch Verschwägerung. Irma wurde der Brunhilde Schnur, als diese ihren Vater heirathete; als aber Irma den Yngurd heirathete, wurde sie auch die Schnur von Yngurds Vater und von Yngurds Mutter, falls diese damals noch am Leben waren. Und gesetzt sogar, die oben angeführte Stelle aus Luthers Bibelübersetzung: Du sollt deiner Schnur nicht — denn sie ist deines Sohnes Weib, drückte die ursprüngliche Bedeutung des Wortes aus, so würde doch schon die Aehnlichkeit dieses Verwandtschaftverhältnisses mit jenem den Poeten berechtigen, sie auch auf letzteres auszudehnen. Das lateinische Stammwort nurus brauchen Virgil und Ovid in einer noch viel weiteren Bedeutung, wie man in jedem guten Lexicon finden wird. Es steht unter andern auch in dem lateinisch=französischen von Noël. Paris 1809.

Mit der Schnur ist's also nichts.

Aber wie ist es, hör' ich die Leser fragen, wie ist es mit dem eingemachten Affen, der in der Ueberschrift steht? Die Red' ist nicht von einem Affen, welcher hier eine gar verfängliche Ideenverbindung abgeben würde, sondern von dem ebräischen Worte Aff. Wir besitzen nämlich ein Buch Von Gott, welches jedoch nicht von Gott, sondern blos von einem vorzüglichen Menschen, vom Herrn Professor Clodius in Leipzig, verfaßt worden ist. Darin befindet sich eine sehr genievolle Conjectur über die Entstehung des Wortes Vater. Als der schlafende Adam zum erstenmal erwachte, und die Herrlichkeit der Schöpfung wahrnahm, bewunderte er Gott mit einem A, und schloß den geöffneten Mund wieder betend mit einem B. So entstanden die ersten Buchstaben des Alphabets und das ebräische Wort Aba, welches im Indischen, Griechischen und Lateinischen ähnlich lautet, und durch alle Dialecte hindurch sich zu dem deutschen Worte Vater ausgebildet hat. So wenigstens meint Herr Clodius. Das Todtenbuch, welches seine Mucken selbst nach dem Tode des Herausgebers nicht lassen kann, und in welchem er als Universalrezensent gleichsam spuken geht, hat kürzlich auch das Buch Von Gott rezensirt, und zwar ordentlich teufelmäßig. Der Rezensent

hat inzwischen doch meinen oben ausgesprochenen Grundsatz vom Vorrücken der Unwissenheit gekannt und angewendet. Er beruft sich nämlich gegen die erwähnte geistreiche Ableitung des Wortes Vater von Aba auf die Orientalisten, welche wissen und lehren, daß Aba der verdorbene, spätere, chaldäische (oder auch aromäische) Dialect ist, und daß das ebräische Wort, welches Vater bedeutet, wie Aph oder Aff lautet; woraus denn freilich zu folgen schiene, daß Herr Prof. Clodius kein vielwissender Orientalist sey. Hat es mit dieser Einwendung seine Richtigkeit, was natürlich ein ungelehrter Kunst- und Gewürzkoch nicht wissen kann, so muß ich meinem König Claudius dieses Vorrücken von Unwissenheit als Muster empfehlen. Es hat schon im Laute des Schlußwortes Aff ein Gift bei sich, wie es nur der Teufel oder die alte Schlange verspritzen kann.

Indem ich mein Eingemachtes koste, bemerk' ich, daß ich etwas Wichtiges daran habe fehlen lassen: den Namen des Leipziger Journals, aus welchem ich die Schnur genommen habe. Es heißt Hermes. Eben so heißt bekanntlich der Gott der Handelsspeculation. Gut dünkt mich die Speculation eines kritischen Instituts, welches die

Rezensionen der Bücher so oft als möglich von den erklärten Widersachern der Autoren einhandelt: denn die liefern sie am wohlfeilsten. Aber freilich der Krug geht so lange zu Wasser, bis er den Henkel verliert.

III.

Berichtigung.

(Aus der Zeit. f. d. el. Welt. Nr. 206. v. 19. Oct. 1819.)

Daß die in No. 203 der Zeitung für die eleg. Welt geäußerte Vermuthung, Hr. Prof. Clodius sey Verfasser der Beurtheilung von Müllners Yngurd im 3. St. des Hermes, falsch sey, und jener Gelehrte auch nicht den entferntesten Antheil an dieser Beurtheilung habe, wird hierdurch der Wahrheit gemäß versichert.

Leipzig, den 18. October 1819.

Red. des Hermes.

IV.

Eingemachte Lesefrüchte.

Sechs und zwanzigster Aufsatz.

Zigeunerfreiheit.

(Aus der Zeit. f. d. el. Welt. Nr. 217. v. 4. Novbr. 1819.)

Der Redacteur des Hermes hat in No. 206 der Eleganten eine „Berichtigung“

meines Aufsatzes Aff und Schnur (in No. 203) aufgesetzt, worin versichert wird, daß die von mir geäußerte Vermuthung, Herr Prof. Clodius sey Verfasser der Beurtheilung von Müllners Yngurd im Hermes, falsch sey.

Hat man jemals solch einen Redactionsstreich gesehen? Wo ist den in meinem Aufsatze diese Vermuthung zu lesen? Die Red' ist ja vom König Claudius, und der Herr Professor Clodius ist lediglich als Verfasser des Buches Von Gott genannt, welches im Todtenbuche (ja man könnte wohl sagen Teufelsbuche) mit kritischem Gifte begossen worden ist. Wo steht denn aber geschrieben — von mir, dem Kunst- und Gewürzkoch der Eleganten geschrieben, daß der Herr Professor Clodius und der König Claudius eine und dieselbe physische Person sey? Man lese nur meinen eilften Aufsatz nach. König Claudius ist nichts, als ein Name, welchen ich dort einer literarischen Maske gegeben habe, um sie nennen zu können. Ich bin selbst eine literarische Maske, wenn schon keine so vornehme. Wie sollt' ich denn gegen alle Grundsätze der Maskenfreiheit das allgemeine Vergnügen der großen kritischen Redoute dadurch stören wollen, daß ich einer andern Maske die

Larve vom Gesichte risse, oder laut den wahren Namen desjenigen ausriefe, der sie trägt? Gott bewahre mich! Gleichwie ich hier nichts bin, als was meine Jacke, Schürze und Mütze besagen, so auch folgr' ich aus dem rothen Mantel und aus der darunter verborgenen Giftflasche weiter nichts, als daß die Maske, mit der ich meinen Redoutenspaß treibe, einen König Claudius vorstellen soll, und kümmere mich nicht darum, ob ein König oder nur ein Professor darin steckt.

Aber gesetzt einmal, es stäk' ein Professor darin; gesetzt, es wäre zufällig der Herr Professor Clodius (in Leipzig); gesetzt, ich hätte darüber eine Vermuthung geäußert; ja gesetzt sogar, ich hätt' es als eine Gewißheit ausgesprochen: was könnte bei alledem wohl die obige Berichtigung gelten? Sie ist entweder falsch, oder wahr. Ist sie falsch, so ist ihr Werth null; und ist sie wahr, so enthält sie zu wenig, um dasjenige zu berichtigen, was hier eigentlich zu berichtigen seyn würde. Der erste Satz ist für sich klar, den zweiten will ich jetzt beweisen.

Wenn es überhaupt möglich ist, daß ein Rezensent, als solcher, ein literarisches

Verbrechen begehe; so begeht er es alsdann, wenn er den Autor eines Buches dem Spottgelächter des Publicums um einer Stelle willen zu überliefern trachtet, welche gar nicht im Buche steht, sondern demselben von dem Rezensenten selbst angelogen wird. Das ist hier geschehen: denn im Yngurd steht für die Reichsherrn die Anweisung, die Hände ihres sterbenden Königs in Thränen zu küssen; der Rezensent aber lügt dem Autor statt derselben die lächerliche Abgeschmacktheit an: „Die Reichsräthe werden sogar angewiesen, beträchtlich zu weinen.“ Das ist eine literarische Ehrlosigkeit, und folglich ist der Rezensent ein (dito literarischer) Verbrecher. Welches das Erste war.

Kein ehrlicher Literator aber hält Gemeinschaft mit einem solchen Ehrlosen, keiner dient ihm zum Hehler, keiner ist ihm behüflich dazu, daß er unter der Maske der Anonymität der einzigen Strafe literarischer Ehrlosigkeit, der öffentlichen Verachtung entschlüpfe. Nun ist aber voraussetzlicher Weise der Redacteur des Hermes ein ehrlicher Literator, und als solcher ist er daher in vorliegendem Falle sich selbst schuldig, nicht blos den Herrn Professor Clodius gegen die Vermuthung in Schutz zu nehmen, daß er dieser literarische Verbrecher sey, sondern

auch öffentlich anzuzeigen, wer es ist, da er, der Redacteur, es nothwendig wissen muß. Welches das Andere war.

„Aber die Redacteurpflicht der Verschwiegenheit?“ Die fällt weg, wenn dem Rezensenten eine solche Ehrlosigkeit öffentlich nachgewiesen worden ist: denn wäre dem anders, so enthielte sie zugleich die Pflicht, fremder Ehrlosigkeit zum Deckmantel zu dienen, und würde sonach das Geschäft der Redaction eines kritischen Blattes überhaupt literarisch ehrlos machen. Welches das Dritte war.

„Doch wo bliebe dann die Maskenfreiheit der großen kritischen Redoute?“ Da, wo sie bleibt, wenn auf einer Redoute im bürgerlichen Leben einer Maske nachgewiesen wird, daß sie einer andern die Uhr oder den Geldbeutel gestohlen oder auch nur zu stehlen versucht hat. Ich hab' in meinem vorigen Aufsatze der literarischen Republik nicht blos Maskenfreiheit, sondern sogar Zigeunerfreiheit zugeschrieben. Aber auch diese hat ihre Gränzen. Die Zigeuner nehmen es wenigstens mit Einem Verbrechen genau: mit dem, sich ertappen, sich überführen zu lassen. Der ungenannte Yngurdsrezensent ist ertappt und überführt; folglich würd' er selbst alsdann der öffentlichen Schmach

nicht zu entziehen seyn, wenn der Redacteur des Hermes für sein Institut die volle literarische Zigeunerfreiheit proclamirt hätte. Welches das Vierte war.

Da nun also im vorliegenden Falle, und selbst unter der irrigen Annahme, daß ich den Hrn. Prof. Clodius für den Verfasser jener Renzension ausgegeben hätte, nicht blos dieser Irrthum eines Kunst- und Gewürzkochs, sondern auch zugleich die unausbleibliche Vermuthung des Publicums über den literarischen Character des Hermes und den persönlichen seines Redacteurs zu berichtigen gewesen wäre, dafern' einmal berichtiget werden sollte; dieses letztgedachte aber anders, als durch Nennung jenes Rezensenten nicht füglich geschehen konnte: so enthält die angeführte und hier als Lesefrucht trocken eingemachte Berichtigung, falls sie wahr ist, zu wenig. Welches das Letzte und hier eben zu erweisen war.

Der Redacteur des Hermes, ein allgemein anerkannter Philosoph, wird zu diesem Beweise lachen. Er wird fragen: „Was kann mir denn gethan werden, wenn ich nicht thue, was der spitzfindige Leckerkoch verlangt?" Gethan, was man so eigentlich gethan nennt, kann ihm nichts werden;

denn die Thätlichkeiten sind in der literarischen Menschengesellschaft, als etwas der rein geistigen Natur Fremdes und Unwürdiges, dergestalt verrufen, daß ihr Gebrauch zur Abwehrung literarischer Unbill der Handlung eines Tollhäuslers gleichgesetzt wird. Aber gedacht und selbst gesagt möcht' ihm Mancherlei werden, das seh' ich im Geiste voraus, und zwar so klar, daß es mir auch sogar im Voraus leid thut. Da wacht denn nun der alte Jurispracticus in mir wieder auf, und ich möcht' ihm gern einen guten Rath geben, da ich gewiß bin, anständig dafür honorirt zu werden, nämlich zeilenweise, von dem Verleger der Eleganten. Wie wär' es nämlich, wenn er aus der ganzen Sache einen Spaß zu machen suchte. Schwer kann das nicht halten; denn was war sie denn, als ich ich sie auf die Tafel meines Prinzipals brachte? Ein eingemachter Spaß, weiter nichts. Er selbst nur hat mit seiner Berichtigung ihr einen Beigeschmack von Ernst gegeben, und obschon ich alle Mühe angewandt habe, diesen Beigeschmack dadurch zu unterdrücken, daß ich auch jene Berichtigung en confiture setzte, so zweifl' ich doch sehr, daß es mir völlig gelungen sey. Ihm wird es nicht fehlschlagen, wenn er die Berichtigung, deren Mangelhaftigkeit ich oben erwiesen habe, verbes-

sert auf die elegante Tafel schickt. Die beste Verbesserung wird seyn, wenn er sie so zubereitet, daß sie die Gäste ergötzt. Mit dem Inhalte wird es alsdann so genau nicht genommen. Ein lustiges Anekdötchen, wie jene Lüge in die Rezension und die Rezension in den Hermes gekommen, und der Klex ist gedeckt. Selbst der Yngurdmacher sieht um diesen Preis darüber weg. Der Mensch hat die Marotte, daß ihm seine eignen Trauerspiele nicht mehr gefallen, sobald sie ein Paar Jahre lang gedruckt sind. Zur Dankbarkeit dafür, daß ich zu seinem Besten die Lesefrucht Aff und Schnur eingemacht, hat er mir ein Prachtexemplar des Yngurd geschenkt, in Atlas gebunden, und auf dem Atlas ein Löwe vorn und ein Löwe hinten in Kupfer gestochen, wie Herr Göschen das Ding zu verkaufen pflegt. Aber was hat er hinein geschrieben? Folgenden Pentameter:

„Vorn und hinten ein Leu, zwischen den Leuen ein Schöps."

Ich will doch den Rezensenten sehen, der ihn besser abfertiget! Der Heidelbergische, der Apoldaische, der Packpapierne und selbst der wüthende Schinken sind wahre Lämmer dagegegen, und neben dieser Antikritik

könnte man in Versuchung kommen, die Kritik im Hermes für eine Arbeit Böttigers zu halten; weshalb es jedoch durchaus keiner Berichtigung bedarf, weil schon der Schnur wegen der Fall undenkbar ist.

V.

(Aus dem literarischen Wochenblatt, 4. Bd. Nr. 41.)

Hermes,

der Götterbote (dessen Namen die Krugische kritisirende Zeitschrift sich beigelegt hat) scheint dießmal, mit seinem 3ten Hefte, nicht aus dem Olymp zu kommen, sondern aus der Heimath des moralischen Unraths, aus der Hölle. Nachdem nämlich Kotzebue unter Mörderhand gefallen, hat der Herr Prof. Krug in Leipzig den hohen Muth gehabt, über den Character des Todten, und zwar nicht blos über den literarischen, sondern über den moralischen, wie ein hungriger Wolf herzufallen, und (wir dürfen es dreist sagen) ihn verleumderisch in Sücken zu zerreißen. Es hat dem Herrn Professor nicht gefallen, daß Kotzebue im lit. W. Bl. freimüthig und ohne Scheu vor burschikoser Fenstermusik wider

die Zügellosigkeiten des Universitätslebens sich erklärte, und darüber Wahrheiten sagte, von denen jetzt, nachdem er gleichsam mit seinem Blute sie besiegelt hat, alle deutschen Regierungen überzeugt zu seyn scheinen. Kaum war daher seine Leiche kalt; so machte sich der aus leicht begreiflichen Semestergründen (wir verstehen darunter Gründe, die alle halbe Jahre regelmäßig wieder kommen) sehr studentenfreundlich gesinnte Herr Professor darüber, von dem literarischen W. Bl. eine soi disant Rezension zu schreiben; sie erst besonders als Broschüre in das Publikum zu bringen, damit er den Augenblick der allgemeinen Theilnahme an dem unglücklichen Herausgeber zur Verbreitung seiner Schmähungen benutze; und nun endlich auch noch anderthalb Bogen seines Hermes damit anzufüllen, wobei jedoch ein circa 4 Seiten langer Ab- (eigentlich Nach-) druck aus Villers Schrift sur les Universités et le mode d'Instruction publique de l'Allemagne helfen muß.

Er schildert darin Kotzebue als einen Menschen, der ganz unfähig war, eine Ueberzeugung zu besitzen, sondern der nur Meinungen aussprach, wo er nichts davon zu besorgen hatte. Ein haarfeiner

Unterschied! Also Herr Prof. Krug besitzt Ueberzeugungen von Dingen, wovon der erfahrenste Weltmann, Menschen- und Staatskenner Gott dankt, wenn er es bis zu einer leidlich feststehenden Meinung gebracht hat! Und weil die Meinung eines Andern über das Universitätswesen mit seiner Ueberzeugung nicht übereinstimmt, so verunglimpft er den Character dieses Andern und spricht seine, in causa quasi propria allezeit verdächtige Ueberzeugung aus, weil er — nichts mehr davon besorgen zu dürfen glaubt, da Kotzebue, der ihm an Geist und Weltkenntniß, wie an Witz und Celebrität zehnfach überlegen war, nicht mehr lebt, um dafür seine Blöße zu geißeln, wie sie es verdient. Wir finden es mit seiner Erlaubniß unedel bis zum moralischen Ekel, auf diese Weise an einem berühmten Todten zum Ritter werden zu wollen, und würden uns schämen, zu einer Moralphilosophie uns zu bekennen, welche erlaubt, etwas so Unwürdiges mit dem gemißbrauchten Gemeinplatze zu beschönigen, „daß der Grundsatz: De mortuis nil nisi bene, auf dem Gebiete der Kritik nicht gelte."

Der Satz ist freilich insofern wahr, daß die Kritik ein schlechtes Buch auch nach des Autors Tode schlecht zu nennen hat; aber den

Character des Autors schwarz hinzustellen, während sein Leichnam fast noch auf der Bahre liegt, seine Gattin und seine Kinder um ihn weinen, und alle seine Freunde noch leben — wenn die Kritik das sich erlauben darf; so wird sie ein wahrhaft schmähliches Handwerk, und der Name Rezensent verdient den Gebrauch, den man oft davon gemacht hat: den Gebrauch als Scheltwort. Nur die Geschichte darf Charactere der Todten öffentlich vor Gericht ziehen, und nur wo sie es mit historischen Schriften zu thun hat, darf es die Kritik; aber Clio ist zu ekel, als daß sie einen der Geschichte angehörigen Verstorbenen gleichzeitig mit den Würmern anfressen sollte, und es kommt besonders der Animosität nicht zu, unter dem Vorwande der Kritik der ernst und unbefangen forschenden Muse vorzugreifen mit ungewaschener Hand. Freilich, die Literaturzeitungen erlauben sich heut zu Tage dergleichen Unbill selbst an lebenden Schriftstellern, und saugen, zumal aus dramatischen Werken, gern Gift, um die beneideten Dichter damit moralisch zu tödten; um ihren Glauben, ihre Moralität und die Rechtlichkeit ihrer staatsbürgerlichen Gesinnungen bei denjenigen Lesern zu verschreien, welche wohl die literarischen Allerleis, aber in der Regel keine Schauspiele

lesen. Ihre Rezensenten nennen das literarische Freiheit, wer ein Buch schreibt, den achten sie für vogelfrei mit Haut und Haar, und um 10 Thaler pro Bogen engen Drucks treten sie, verlarvt versteht sich, Anstand, conventionelle Achtung, Discretion, Freundschaft, Moralität, kurz alle Tugenden des geselligen Menschenlebens mit Füßen. Aber das soll doch ein Professor der Weltweisheit nicht nachmachen, nicht noch weiter treiben an Jüngstverschiednen?

Herr Krug beschuldigt Kotzebue des Betrugs, weil er im L. W. Bl. fremde Rezensionen ausgeschrieben, sogar — aus dem Hermes! Er beruft sich dabei auf Müllner, der ihm auch solch ein Plagiat in der Zeitung für die elegante Welt nachgewiesen haben soll. Verhehlen wir nicht was wahr ist. Kotzebue wollte keine kritische Gelehrtenzeitung schreiben; er wollte auch hier, im W. Bl., Kenntniß der Literatur verbreiten, indem er unterhielt, weil er wußte, daß die gelehrte Weitläuftigkeit und Trockenheit der Literaturzeitungen so Viele abschreckt, und bewirkt, daß sie weit mehr gehalten als gelesen werden. Traf sich's nun, daß ein Buch und eine breite Kritik davon gleichzeitig in seine Hände kam, fand

er die Rezension in der Hauptsache richtig, und entdeckte er in dem langen, spaltenfüllenden Demonstrationsflusse einigen Witz; so gab er wohl statt einen Extract des Buchs einen aus der Kritik. Das war wenigstens nicht schlimmer, als wenn Herr Krug seinen Kritiken ganze Seiten aus fremden Werken über denselben Gegenstand als Anhang beifügt, und das Plagiat mit einigen anwendenden Noten zudeckt, oder seine einzeln im Buchhandel zu habenden, sich kritisch nennenden Flugschriften im Hermes anderweit auftischt, wie hier mit zweien der Fall ist. Müllner hat darüber gescherzt, wie er ziemlich über *alles* scherzt, ja er hat es mehr als einmal über den ganzen Kotzebue gethan. Aber er hat damit nicht bis nach dessen Begräbniß gewartet; Kotzebue, der Dichtertalent und Witz achtete, hat über das Eingemachte gelacht, wenn es auch bisweilen ziemlich schaal und blos in Wasser eingemacht war; man wird im ganzen L. W. Bl. keine Spur finden, daß er je ohne warmes Anerkenntniß, ohne wahre Achtung von diesem jüngeren Theaterdichter gesprochen hätte, und nur die Thorheit kann glauben, daß er dessen Waffen als überlegene gefürchtet habe. Hätt' er es aber erlebt, daß eine kritische Pedanterei seine Benutzung fremder Rezen-

senteneinfälle als Betrug angesprochen; so würd' er zwar eben so dazu geschwiegen haben, wie zum Totabu u. d. m., aber aus Mitleid, nicht aus natürlicher Dankbarkeit für genossene Unterhaltung, die ein Weltmann selbst auf seine Kosten gern mitnimmt, sobald er hinter dem Witz nur keine Bosheit, und in dem Ausfall gegen seine Meinung keinen Anfall auf seinen ehrlichen Namen merkt.

Die Dialectik Herrn Krugs balgt sich nach vorausgeschickter Anschwärzung des persönlichen Characters hauptsächlich mit Kotzebues Aeußerungen über die Gebrechen des Universitätswesens herum. Wir wollen hier nicht in's Detail gehen; obschon die Frage an die Eltern S 305: „Wer hindert Euch, Euern Sohn der Aufsicht und Pflege eines rechtlichen Mannes, sey er Professor oder nicht, zu empfehlen?" mit den Gegenfragen sich abfertigen ließe: Kennt man die rechtlichen Männer in Universitätsstädten an den Nasen? Und wenn das, wie finden weit entfernte Eltern, die niemand dort kennen, diese rechtlichen Männer heraus? Wie gerade den, der Zeit, Geschick und Gemüth genug hat, einen jungen Menschen zu leiten und zu zügeln? Und wenn die Eltern wenig Mit-

tel haben, wie dann? Wird so ein rechtlicher Mann, er sey Professor oder nicht, die „Aufsicht und Pflege“ umsonst übernehmen? Nur eine Stelle noch müssen wir wegen ihrer Abgeschmacktheit ausheben. S. 310 zeigt Herr Prof. Krug sein Talent, er macht Witz: „Ach! die verzweifelten Universitäten! Da saßen Männer, welche Literaturzeitungen herausgaben, und diese verwünschten Zeitungen zerlegten zuweilen mit einem sehr scharfen kritischen Messer gewisse Werke, welche dem Herausgeber des Wochenblattes sehr an's Herz gewachsen waren; und darob empfand sein empfindsames Herz einen so empfindlichen Schmerz, daß der herzliche Dank gegen die Universitäten nicht zum Durchbruche kommen konnte, und daß er seinen herzlichen Dank den Regierungen anbot, im Fall sie ihm beistehen wollten gegen die verzweifelten Universitäten mit den verwünschten Literaturzeitungen! — Aber wo bleibt nun das gute Herz?“

Wir fragen in Kotzebues abgeschiedene Seele hinein: Wo bleibt da der gesunde Menschenverstand? Kotzebue wußte sehr gut, wie wenig die Kritik seinen Werken schaden konnte, und wie die Literaturzeitungen gemacht werden auf den Univer-

sitäten. Er würd' es etwa so beschrieben haben: „Ein Professor, der gern Bücher und aus Büchern Geld macht, wohnt neben einem Buchhändler, der gern alle Tage einen Verlagsartikel anzeigt. Der Buchhändler will auch einen Fuß in dem Gebiete der Kritik haben, will auch eine Literaturzeitung verlegen. Da geht's denn gleich los. Pomphafte Ankündigung! Es soll ein Oberjournal werden, nur das Neueste und Wichtigste, und das gründlich, anzeigen. Das Wichtigste sind die Werke des Herausgebers, die tadelt — ein guter Freund. Dann folgen die Werke der guten Freunde, die kritisirt der Herausgeber. Endlich kommen die Werke der Fremden, die werden von ihren Feinden zerzaust, die darüber recht viel für wenig Honorar oder gar umsonst schreiben. Das alles geschieht, mit Ausnahme des Herausgebers, der auf seine Unparteilichkeit und philosophische Ruhe pocht, mit der Maske vor dem Gesicht. Reclamirt ein Autor gegen eine Rezension hübsch submiß und höflich; so drucken wir seine Reclamation ohne Honorar, und der Rezensent widerlegt sie eben so breit und langweilig, als er die Rezension geschrieben hat. Das füllt! Und reicht alles nicht, nun so übersetzen wir Rezensionen aus ausländischen

berühmten Journalen, besonders aus den Reviews, die wir ja in Deutschland nachahmen, oder gar mit ihnen rivalisiren zu wollen angekündigt haben. Kann man ein fremdes Journal besser erreichen im Werthe des Inhalts, als wenn man es übersetzt? Also — alle Vierteljahre ein Band, sauber gedruckt und in netten Pappumschlag gebunden. Es kann nicht fehlen!"

Der Hermes hat diesen Ansichten einer möglichen Entstehungsgeschichte bisher ziemlich treu entsprochen. Das L. W. Bl. dankt ihm, daß er es, obwohl es selbst rezensirt, unter die zu rezensirenden wichtigsten Werke gerechnet hat, und verspricht, aus Dankbarkeit, ihn zu loben, — sobald er besser wird.

VI.

An

Herrn Hofrath Müllner in Weißenfels.

(Aus dem vierten Stück des Hermes abgedruckt.)

Sie haben sich bei meiner so ruhigen, auch nicht Ein beleidigendes Wort enthaltenden, Erklärung in Nr. 206 der Zeitung für die elegante Welt — „daß Hr. Prof. Clodius an der Beurtheilung Ihres Yngurd im 3. St. des Hermes auch nicht den entferntesten Antheil habe" — nicht beruhigt, sondern mich in Nr. 217 ders. Zeit. aufgefordert, den Verfasser jener Rezension „öffentlich anzuzeigen," weil derselbe ein „Ehrloser," ein „literarischer Verbrecher" sey, und ich, als bisheriger Redact. des Hermes „kein ehrlicher Literator",

seyn würde, wenn ich „mit einem solchen Ehrlosen Gemeinschaft halten, ihm zum Hehler dienen" wollte.

Das ist hart, sehr hart, und kaum einem bloßen Dichter — genus irritabile vatum — zu verzeihen. Allein da Sie auch, wie Sie selbst sagen, ein „alter Jurispracticus" sind, so sollten Sie doch wissen, daß man Beschuldigungen der Art streng beweisen muß, wenn man nicht selbst für einen Calumnianten und Injurianten gelten will. Was führen Sie denn aber zum Beweise an? — Der Rezensent hatte gesagt, Sie wiesen in Ihrem Trauerspiele die Reichsräthe an, beträchtlich zu weinen. Dieß nennen Sie „angelogen." Denn — man höre! — im Yngurd stehe blos die Anweisung für die Reichsherren, „die Hände ihres sterbenden Königs in Thränen zu küssen."

Das nenn' ich mir doch einen Beweis, wo man selbst das Abgeläugnete zugiebt! — Wer die Hände eines Sterbenden in Thränen küßt, der ist unstreitig tief gerührt und weint gewiß beträchtlich, wenn nicht etwa der Schmerz alles Weinen erstickt, was aber hier bei Ihrer Anweisung, „in Thränen zu küssen," nicht vorausgesetzt wer-

den kann. Und wenn nun gar die ganze Versammlung der Zuschauer im Schauspielhause dieses Küssen in Thränen sehen soll — was Sie doch wollen mußten, weil sonst Ihre Anweisung überflüssig wäre — so müssen die Schauspieler ja fast in Thränen zerfließen, also sehr beträchtlich weinen. Dieser Schluß ist um so richtiger, da jeder Sprachkenner weiß, daß die Redensart „in Thränen küssen" elliptisch ist, indem sie bedeutet: gleichsam in Thränen aufgelös't küssen, also in der That so beträchtlich weinend küssen, als wollte man in Thränen zerfließen. So hat Rez. Sie verstanden; so hat er geschlossen — wenigstens bin ich davon, ohne ihn selbst befragt zu haben, mit aller in solchen Dingen nur möglichen Gewißheit überzeugt — also hat er Ihnen nichts „angelogen;" also ist er auch kein „Ehrloser," kein „Verbrecher;" und also bin auch ich kein „Hehler" eines ehrlosen Verbrechers.

Doch gesetzt, Sie hätten das „in Thränen küssen" ganz anders (Gott mag wissen, wie) gemeint; gesetzt also, Rez. (und ich mit ihm) hätte, aus Ihrem „in Thränen küssen" das beträchtliche Weinen folgernd oder beides für einerlei haltend, fehlgeschlossen oder geschossen: ist denn ein Fehl-

Schluß oder Schuß ein ehrloses Verbrechen? Hilf Himmel! Da wären Sie ja selbst der ehrloseste Verbrecher. Denn wie viel Fehl-Schlüsse oder Schüsse haben Sie nicht schon gemacht! — Selbst Ihre frühere Vermuthung, daß Hr. Prof. Clodius Rez. Ihres Yngurd im Hermes sey, war ein gewaltiger Fehl-Schluß, indem Sie aus der (wirklichen oder auch nur eingebildeten) Aehnlichkeit dieser Rezension Ihres Yngurd und einer andern in der Leipz. Lit. Zeit. durch einen Salto mortale gleich auf Einerleiheit des Ursprungs schlossen. Daß Sie aber diese Vermuthung jetzt abläugnen und dem Publikum weiß machen wollen, Sie hätten unter „König Claudius" nicht jenen Gelehrten, sondern blos eine „literarische Maske" verstanden, und jener Gelehrte sey in Ihrem frühern Aufsatze nur so nebenbei als Verfasser einer andern Schrift genannt — das, mein Herr Hofrath, ist gar ein arger Fehl-Schuß; denn er geht ins Blaue. Das Publikum ist nicht so einfältig, wie Sie glauben, und läßt sich nicht so leicht Nasen drehn.

Indeß scheinen Sie Ihrem Beweise selbst keine Beweiskraft zuzutrauen. Denn Sie fügen zur Verstärkung noch eine Drohung bei, die mich zwingen soll, Ihren

Rez. (so nenn' ich ihn der Kürze wegen) öffentlich anzuzeigen. Sie sagen nämlich, wiewohl Sie sich keine „Thätlichkeiten" gegen mich erlauben wollten — was sehr klug ist — so würd' es mir doch schlimm ergehn, wenn ich Ihren Rez. nicht nennen wollte. „Gedacht und selbst gesagt" möchte mir „Mancherlei" werden; und Sie sähen dieß im Geiste „so klar" voraus — vermuthlich weil Sie schon im Anschlage liegen oder gar schon abgedrückt haben — daß es Ihnen — o der mitleidigen Seele! — „auch schon im Voraus leid thue." Mir thut es ebenfalls leid, aber wahrlich nicht um meiner, sondern um Ihrer willen. Denn was Sie auch von mir denken und sagen mögen, Sie haben dem Publikum nun selbst die Quelle Ihrer Gedanken und Worte verrathen; es wird darum weder Sie höher noch mich geringer achten, als es uns bisher geachtet. Eher könnte das Umgekehrte geschehen, wie in Betreff des Hrn. Clodius, dem Sie auch schon so viel Schlimmes nachgedacht und nachgesagt haben, daß er an öffentlicher Achtung mehr noch gewonnen als Sie verloren.

Aber Sie verderben sich Ihr Spiel durch Ihre unbesonnene Drohung noch mehr. Hät-

ten Sie nicht gedroht, so konnt' ich Ihre Neugierde allenfalls befriedigen. Denn es ist mir gerade nicht verboten, Ihren Rez. zu nennen. Auch ist es kein schlechter Name, und der Mann selbst gehört weder zu den Professoren, die man jetzt so christlich von oben verfolgt, noch zu den Juden, die man jetzt eben so christlich von unten verfolgt, so daß es etwa für ihn gefährlich wäre, seinen Namen öffentlich zu nennen; ja er ist überhaupt so weit von Ihnen, daß Sie ihm schwerlich etwas anhaben könnten, wenn Sie auch so lange Arme, wie die Könige, hätten. Da Sie aber gedroht haben, bin ich gleichsam ein hermetisch verschlossener Krug geworden und gebe Ihnen daher die heiligste Versicherung, daß Sie von mir nimmermehr (es wäre denn im künftigen Leben, wo Sie hoffentlich die Müllnerei werden abgelegt und ein ziemlicheres Wesen angenommen haben) den Namen Ihres Rez. erfahren sollen. Nie hab' ich mir etwas abdrohen lassen. Das Publikum und Sie selbst müßten mich verachten, wenn ich mir jetzt von Ihnen etwas abdrohen ließe. Sie sehen offenbar, ich darf Ihren Wunsch nicht befriedigen, wenn ich auch wollte. Seyen Sie also barmherzig und thun Sie mir nicht gar zu viel zu Leide, damit es Ihnen nicht hin-

terher noch mehr leid thue, als es Ihnen schon im Voraus leid thut!

Doch Sie geben mir als ein „alter Jurispracticus" noch einen „guten Rath," und zwar gratis, wofür ich schönstens danke, nämlich den, „aus der ganzen Sache einen Spaß zu machen." Nun lieb' ich zwar diejenigen Practiken nicht, wodurch man aus Ehrlosigkeiten und Verbrechen einen Spaß, oder aus alten Büchern neue macht *). Da aber hier nur von einer Ihnen mißfälligen Rezension die Rede, so mag es drum seyn, damit Sie wieder eine „Lesefrucht" haben, die Sie nach Gefallen trocken oder wäßrig, bitter oder sauer, für

---

*) S. Müllners Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunde. Zweite Ausgabe, in der, laut der neuen Vorrede, keine einzige Zeile verändert, weggelassen oder zugesetzt worden; die daher überhaupt nur eine Wiederausbietung eines alten Buches zu seyn scheint, weshalb auch diese Schrift, ungeachtet der Bitte des Verfassers, im Hermes nicht rezensirt wurde, indem man solche Practik lieber verschweigen wollte. Dafür steht nun im Morgenblatt eine Rezension derselben — und von wem? — Rathe, wer kann!

die Elegante „einmachen" können. Sie beliebten nämlich Ihren ersten Aufsatz über jene Rezension mit dem nagelneuen Witze zu enden: „Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht" — was wohl heißen soll: „bis ich (Müllner) ihn mit meiner spitzigen Feder zerstoßen habe." Nun kann ich (Krug) auf diesen spaßhaften Witz oder witzigen Spaß leider nicht erwiedern, was vor langer Zeit jemand einem ebenfalls sehr beißigen Schriftsteller erwiederte; als dieser jenes Witzwort auch auf mich bezog, nämlich: „Dieser Krug geht nicht zu Wasser; er lies't *nichts* von Ihnen." Denn ich habe wirklich etwas von Ihnen gelesen. Da aber der sel. K o t z e b u e in seinem literarischen Wochenblatte (dessen Fortsetzung schon jetzt ein köstliches Pröbchen von dem enthält, was Sie mir künftig n a c h d e n k e n und n a c h s a g e n werden) von ebendemselben Krug versicherte, er gehe nie zu Wasser, sondern nur zu Weine, „ohne sich jedoch zu berauschen:" so muß d e r Wein, den S i e mir in Ihren Schriften vorgesetzt haben, wohl eine Sorte W e i ß e n f e l s e r, dessen Unschuld so sehr gerühmt wird, gewesen seyn. Denn auf Ehre, berauscht hab ich' mich noch nicht in Ihren Schriften, und ich möchte fast wetten, daß wenn sich etwa sonst je-

mand darin berauscht hat, die Schuld von dieser Sünde nicht in Ihnen lag. Ich sage das aber nur so zum Spaße, und halte Sie vielmehr für das größte Genie in der Welt, für den eleganteſten Fruchteinmacher und für den König aller Schriftsteller, dessen Legitimität kein rebellischer Rezensent mehr bezweifeln soll, und vor dessen Majestät ich mich zeitlebens in den Staub beugen werde, ersterbend in tiefster Demuth und höchster Bewunderung als

der unwürdigste Ihrer Anbeter

Leipzig, den 12. Nov. 1819.

Krug,
bisheriger Red. des Hermes.

Erklärung und Bitte.

Da ich mit Herrn Hofrath Müllner in Weißenfels in offne Fehde gerathen bin, so erklär' ich hierdurch auf meine Ehre, daß ich nie, weder unmittelbar noch mittelbar, irgend ein Urtheil von mir über

denselben oder seine Schriften in ein öffentliches Blatt ohne meines Namens Unterschrift einrücken lassen werde. Dagegen bitt' ich aber auch alle ehrliche und redliche Redactoren öffentlicher Blätter, von dem Herrn Hofr. M., weder unmittelbar, noch (so weit sie davon Kenntniß haben) mittelbar, irgend ein Urtheil über mich oder meine Schriften in ihre Blätter ohne seines Namens Unterschrift aufzunehmen. Hr. Hofr. M. sollte sich dieß zwar von nun an selbst zum Gesetze machen. Denn es ist unedel, im Dunkeln anzugreifen. Da er aber schon öfter — besonders wenn er es mit Gegnern zu thun hatte — sich erlaubt hat, ein meistens ganz persönliches Urtheil, verschiedentlich eingekleidet, in verschiedene Blätter anonym einrücken zu lassen und so als eine Art von Stimmenmehrheit geltend zu machen: so ist es Pflicht der Herren Redactoren, diesen in der Gelehrtenrepublik ganz unstatthaften Mißbrauch der Anonymität nicht ferner zu dulden, weil dadurch das Publikum irre geführt wird.

Leipzig, den 12. Nov. 1819.

Krug.

VII.
Correspondenz zwischen dem Unternehmer und Verleger des Hermes und Herrn Hofrath Müllner.

(Aus dem Hermes V. abgedruckt.)

a)

An Herrn Hofrath Müllner
in Weißenfels.

Leipzig den 11. Novbr. 1819.

Wir geben Ihnen umstehend einen Auszug Ihrer Rechnung, auf welchen Ihre Beiträge zum (Hermes und zum) 6ten bis 8ten Bande des Conversations-Lexicons verrechnet sind. Sollte die Redaction diese etwa nicht vollständig angegeben haben, so ersuchen wir Sie um die Angabe der fehlenden, um solche nachtragen zu können.

Buchhandlung, Brockhaus.

(Eigenhändige Nachschrift.)

Ich konnte meinen Wunsch, Ew. 2c. bei meiner Zurückkunft aus Paris meine persönliche Aufwartung zu machen, zu meinem Bedauern nicht erfüllen, da ich zu einer Ihnen gewöhnlich nicht gelegenen Zeit durch Weißenfels kam und sehr pressirt war.

(Hier folgen nicht hierher gehörige Urtheile über Paris, das franz. Theater und franz. Schauspieler.)

Bei meiner Zurückkunft habe ich von Ihren Debatten über den Rezensenten des Yngurd im Hermes Kenntniß erhalten, und ich bedaure, daß Sie sich dabei so übereilt haben, Hrn. Prof. Clodius für den Verfasser derselben öffentlich auszugeben — und die Redaction des Hermes, auch mich endlich als Unternehmer deshalb, so feindlich anzulassen. – Ich bemerke Ew. 2c. zunächst über letztern Punct, daß der Unternehmer eines solchen Instituts auch immer die Honorare bezahlt, und wenn Sie also sagen, wir hätten wohl die Beiträge wohlfeil einzuhandeln gesucht, so beschimpfen Sie die Unternehmung. — Die Redaction des Hermes und, ich darf nicht minder sagen, Herr Prof. Clodius denken übrigens viel zu honett und rechtlich, jene um einem Rezensenten eine Rezension zu übertragen, von dem ihr bekannt ist, daß er schon einmal öffentlich ein nachtheiliges Urtheil über dasselbe Werk ausgesprochen hat, dieser, um Sie aus rancune zu beurtheilen, oder überhaupt eine zweite Rezension gegen Sie über einen und denselben Gegenstand zu liefern, da er sich in der von ihm gern eingestandenen der L. L. Z. einmal über

Sie ausgesprochen. Für die Beschimpfung aber, die in der Anführung des Einhandelns liegt, giebt es gar keine Erwiederung oder nur eine Einzige, wenn sie nicht zurückgenommen wird.

Herr Prof. Krug hat übrigens Ihre letzte Apostrophirung beantwortet, und Sie werden solche im 4ten Stücke des Hermes kennen lernen. — Malsburg wird ebenfalls Ihre Kritik seiner Uebersetzung des Calderon im Morgenblatte erwiedern*). — Sie sehen, man ist glücklicher im Errathen Ihrer Rezensionen, als Sie es sind, und ich weiß nicht, ob man nicht auch Recht hat, Sie ebenfalls für den Rezensenten des Hermes in dem ehemals Kotzebue'schen literarischen Wochenblatt zu halten. Ich selbst habe diesen in Rede stehenden Artikel noch nicht gelesen. Vielleicht gelingt es mir, der glücklich genug war, Sie als den Verfasser der beiden Rezensionen über Blümner **) und vielfach anderweitig zu erken-

*) Ist nicht geschehen.

**) Der Verf. der Geschichte des Theaters der Stadt Leipzig (Herr Oberhofgerichtsrath Blümner) hatte diese Herrn Hofr. Müllner (— Meinem Freunde (!) Müllner)

nen, auch hier einen richtigen physiognomischen Tact zu haben. In so fern hämische persönliche Insinuationen vermieden sind, — Ihr Aufsatz in der eleganten Zeitung ist, wie oben erwähnt, davon nicht frei — und der im lit. Wochenblatt soll es auch nicht seyn, — machen mir Beurtheilungen meiner Unternehmungen, auch die nachtheiligen, immer Vergnügen, wenn sie nur geistreich sind, und ich kann auch den Spaß wohl dabei leiden.

Wer übrigens den Hermes für eine kaufmännische Speculation hält (wofür Sie solche erklärt haben), kennt die Geschichte unserer kritischen Institute wenig. Fast keins existirt ohne Unterstützung vom Staat und die Wiener Jahrbücher, welchen

---

dedicirt. — Diese Aufmerksamkeit erwiederte der Hr. Hofr. Müllner dadurch, daß er anonym zwei hämische Rezensionen über dieß ihm selbst dedicirte Buch in die Hallische Allg. Lit. Zeitung und in die literarische Beilage zum Morgenblatt einrücken ließ. — Diese loyale Handlung des Herrn Hofrath M. wurde aber bekannt, und es haben darüber Verhandlungen zwischen dem Verf. und dem Doppel-Rezensenten Statt gefunden, deren Bekanntmachung für's Publikum viel Interesse haben würde.

dieselbe Idee wie dem Hermes zum Grunde liegt, mußten (angeblich) um zu entstehen, und müssen nun, um fortzudauern, zur Hälfte aus der kaiserlichen Privatcasse bezahlt werden. So erhält die Leipziger Lit. Zeit. auch einen Zuschuß vom König, und die Jenaische und Hallische Lit. Zeit. sind wenigstens in ihrem Beginnen vom Staat bedeutend unterstützt worden.

Das war mir alles bekannt, und ich konnte deshalb auch nicht erwarten, beim Hermes zu gewinnen, das ich auch im ersten Jahre gewiß nicht gethan, sondern dabei sehr bedeutend zugesetzt habe, welches mich übrigens nicht abhält, das Institut fortzusetzen, da ich es für nützlich halte und es mit der Zeit mich wenigstens schadlos halten dürfte, und dieß alles ist, was ich wünsche.

Sehr in Eile, aber mit der vollkommensten Ergebenheit

Brockhaus.

b)

An Herrn Brockhaus in Leipzig.

Weißenfels am 16. Novb. 1819.

Wenn hier irgend eine Uebereilung vorhanden ist; so liegt sie in der Indiscretion und in dem unschicklichen Tone Ihres sonst verehrlichen Privatbriefes. Wenn von irgend einer Beschimpfung die Frage seyn könnte; so würde sie in der Verhehlung eines der Ehrlosigkeit öffentlich überwiesenen, lügnerischen Rezensenten zu suchen seyn. Dieß meine Erwiederung Ist sie der einzigen, womit Sie drohen, nicht homogen; so belieben Sie sich deutlicher zu erklären, wie es einem Manne von Ehre gebührt. Auf fernere Privatzumuthungen wegen öffentlicher Beurtheilungen Ihrer Verlagsartikel werd' ich künftig keine Sylbe mehr entgegnen, legen Sie dieses Schweigen nicht als Mangel an Achtung Ihrer Persönlichkeit aus, es ist unumgänglich, weil ich wahrscheinlich mit N. J. namentlich als Vorsteher einer kritischen Anstalt *) auftreten werde, für die ich bis jetzt aus guten Gründen nur

*) Des literarischen Wochenblatts.

anonym (etwas ganz anders als verhehlt) wirken konnte.

Den Hermes bitt' ich ergebenst mir nicht mehr zu senden, ich les' ihn nicht weiter, bis er sich rein gewaschen hat, durch Nennung des schamlosen Lügenkriticus: denn ein anderes Mittel, einen solchen Schmutzfleck zu tilgen, will mir nicht einleuchten. Glaubt Herr P. K., dergleichen zu sehen; so soll es mir lieb seyn, wenn er es mir mittheilt. Ueberzeugt er mich von der Rechtlichkeit seiner Ansicht privatim; so geb' ich ihm öffentlich gewonnen, ohne daß es ihm einen Tropfen Dinte kostet. Kann er es nicht, so thut es mir leid, die Achtung vermindert zu sehen, die ich für ihn empfunden habe.

Nicht weniger schmerzlich wird es mir seyn, wenn Sie auf einer Ansicht der Dinge beharren, welche mir es verbieten würde, mit einem Manne von so viel Geist in fernerem Briefwechsel zu stehen.

In der Berechnung bemerk' ich, daß noch die jenseits des Sch. liegenden Artikel mangeln, die vermuthlich noch nicht abgedruckt sind. Aus dieser Ursache unterlaß ich, die tacite begehrten 1 Thlr. 18 Gr. baar einzusenden.

Hochachtungsvoll

Müllner.

c)

An Herrn Hofrath Müllner
in Weißenfels.

Leipzig den 19. Novb. 1819.

Da ich seit einer gewissen Zeit, wo Ew. ꝛc. ohne meine Erlaubniß eine angebliche Stelle eines Briefs von mir drucken ließen, an deren diplomatisch genauer Aufführung ich seiner Zeit zweifelte *), meine Briefe an Ew. ꝛc. immer copiren lasse, so habe ich also meinen letzten Brief auch nachlesen können, um zu untersuchen, ob ich mich darin einer Uebereilung oder Indiscretion, wie Sie behaupten, schuldig gemacht habe.

Ich kann beides nicht finden. In Ihre Fehde mit Herrn Prof. Krug bin ich nicht eingegangen, da dieser schon selbst antworten wird. Ich habe Sie nur gebeten, dasjenige, was den Unternehmer und Verleger des Hermes in Ihren Aufsätzen betrifft, gegen mich privatim zurückzunehmen. Def-

*) Betraf die Wetzelsche Beurtheilung der Schuld in der Jenaer Allg. Literatur-Zeitung, und dessen Trauerspiel Jeanne d'Arc, das Herr Hofrath Müllner dagegen in 3 oder gar 4 Rezensionen in den Koth gezogen hat.

fentliche Zurücknahme erheischte ich deshalb nicht, weil ich der Meinung war, daß diese Ihre Aufsätze zwar allerdings diesen oder jenen amüsiren, ihr Character aber so gewürdigt sey, daß dadurch niemand mehr könne beschimpft werden. Eine Privatzurücknahme muß ich aber von jedem, der mich angegriffen hat, fordern, wenn meine Privatverbindung mit ihm fortdauern soll. Ew. ꝛc. wollen sich nun nicht dazu verstehen, Ihre Beleidigung gegen mich, der auf keinen Fall weder die Sünde des Rezensenten, noch die des Redacteurs zu vertreten hat, zurückzunehmen, und so muß — zu meinem eigenen Bedauern — die oben erwähnte Folge eintreten, welche als eine Drohung zu betrachten ich aber (ich darf das wohl sagen) zu bescheiden bin.

Ew. ꝛc. kommen mir übrigens mit einem gleichen Entschlusse entgegen und wir sind also darüber, wenn auch aus verschiedenen Motiven und Ansichten, einverstanden.

Allerdings sind Ihre Beiträge zum 9ten und 10ten Bande noch nicht verrechnet, weil sie noch nicht alle abgedruckt sind. Es geschieht dieß bei der Erscheinung der beiden Bände. Die Mittheilung des Rechnungsauszuges hat keine stillschweigende Mah-

nung seyn sollen, sondern war blos die Beobachtung der bei mir eingeführten Ordnung, nach dem Erscheinen eines Werks dem oder den Verfassern die Berechnung Ihrer Beiträge mitzutheilen.

Den Hermes werde ich Ew. rc. ferner nicht mittheilen. Die bisherige Zusendung werden Sie als eine Aufmerksamkeit von meiner Seite würdigen, die Ihrer Seits auch, wenn Sie von einem einzigen Rezensenten oder dem verantwortlichen Redacteur gekränkt zu seyn glaubten, nach den Gesetzen der Lebenssitte immer Anerkennung und Dank verdient hätte.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner Ergebenheit.

Brockhaus.

d)

An Herrn Brockhaus in Leipzig.

Weißenfels am 21. Novbr. 1819.

Da ich, ohne die mindeste Berührung mit Herrn Prof. Krug, während meiner kurzen activen Theilnahme am Hermes blos mit Ihnen in Berührung war, von Ih=

nen Einladung, Vorschläge wegen der zu beurtheilenden Schriften, Buch und Auftrag erhielt, so mußt' ich Sie auf's wenigste für den Mitredacteur halten, und läugne nicht, daß ich Sie für schuldiger gehalten habe, als Herrn Krug.

Die von meinen Aufsätzen handelnde Stelle Ihres Briefes: „Ihr Character aber so gewürdigt ist, daß dadurch niemand kann beschimpft werden," gebe ich vor der Hand Ihnen selbst genau in demjenigen Sinne zurück, in welchem Sie dieselbe gedacht haben mögen. Befriedigende Erklärung über diesen Sinn werd' ich mir persönlich, Aug' in Auge, erbitten, wenn Sie es nicht vorziehen, sie brieflich zu geben.

Ihre Aufmerksamkeiten hab' ich stets dankbar gewürdigt; aber die entschuldigungslose Zusendung des jüngsten Heftes vom Hermes mußt' ich für herausfordernden Hohn nehmen, da eben dasjenige literarische Schelmstück darin enthalten war, welches die Redaction durch Verhehlung des überführten Schelmes zu ihrem eigenen machen zu wollen scheint. Das ist der Streitpunct, welchen Sie in Ihrem Letzten mühsam umgehen. Wie kann ein Mann

von Ihrem Kopfe damit fortzukommen sich getrauen?

Als solchen werd' ich stets Sie achten, was sich auch zwischen uns begeben möge.

Müllner.

e)

An Herrn Hofrath Müllner in Weißenfels.

Leipzig den 23. Novbr. 1819.

Blos um den Standpunct der Verhältnisse beim Schluß unsers Briefwechsels richtig zu bezeichnen, erlaube ich mir auf Ew. ꝛc. Verehrtes vom 21sten d. zu bemerken:

1) Daß ich allerdings, zwar mit einzelnen Mitarbeitern am Hermes, mit denen ich bereits in sonstigen literarischen Verhältnissen war, correspondirt habe, daß aber Herr Prof. Krug sich allenthalben als verantwortlichen Redacteur genannt hat, wie er es beim ersten Jahrgang auch reell war. (Beim zweiten bin ich's dagegen, und nenne mich auch als solchen.) Hieraus folgt: daß Ew. ꝛc. den Unternehmer und den Redacteur nicht vermengen,

und Einen für die etwanigen Sünden des Andern in Anspruch nehmen können: denn so wie ich den Herrn Prof. Krug nirgends als Redacteur vertrete, so vertritt Herr Prof. Krug mich eben so wenig als Unternehmer. Wegen der Beleidigungen, die Ew. ꝛc sich gegen Herrn Prof. Krug erlaubt haben, forderte ich daher nach diesen Grundsätzen auch keine Genugthuung, sondern blos Zurücknahme Ihrer Beleidigungen gegen mich, den Unternehmer, welche Sie mir aber nun final verweigert haben.

2) Aufsätze, wie die doppelten über das Ihnen dedicirte Buch Ihres Freundes Blümner, Selbstrezensionen, wie die in der literarischen Beilage zum Morgenblatte, leidenschaftliche Beschuldigungen und Verfolgungen Ihrer literarischen Beurtheiler, wie die gegen Clodius ꝛc. Doppel-, Tripel-, ja gar Quadrupel-Rezensionen, wie über Wetzel u. s. w. haben in meinen eigenen Augen und nach dem, was ich darüber im Publikum gehört habe, allerdings diejenige Würdigung von Ew. ꝛc polemischen Aufsätzen hervorgebracht, welche ich in meinem vorigen Briefe ausgesprochen habe, und ich werde immer bereit seyn, diese meine Erklärung zu vertreten.

3) Wenn Ew. rc. meine Zusendung des 3ten Stücks vom Hermes für herausfordernden Hohn hielten, so vergaßen Sie wohl den Augenblick des Empfangs, oder Sie haben jetzt nicht daran gedacht, daß ich um die Zeit 250 Stunden von hier entfernt war und ich mich in Paris wohl mit angenehmern Gegenständen beschäftigen konnte als Sie und vollends mit Hohn herauszufordern!

Ich kann diesem noch hinzufügen, daß fast das ganze 3te Stück des Hermes auch in meiner Abwesenheit ist gedruckt worden, wie es auch in meiner Abwesenheit ausgegeben ist, und daß ich vom Inhalt nicht eher als bei meiner Zurückkunft nähere Kenntniß erhalten habe. Wäre ich übrigens hier gewesen, so hätte dieß gewiß auf die Rezension keinen Einfluß gehabt und sie würde abgedruckt seyn, wie sie es ist. Die Zusendung des Hermes wäre auch nicht unterblieben, allein ich würde ihn allerdings mit einem angemessenen Privatschreiben begleitet haben, da ich dieß, da ich die Ehre hatte, mit Ihnen in einem freundlichen Verkehr zu stehen, der Courtoisie gemäß gehalten haben würde.

4) Ich glaube daher, daß ich den Streitpunct zwischen uns immer sehr richtig gefaßt habe und keineswegs mühsam darum herumgehe, wie Ew. rc. sich auszudrücken belieben. Was das große an Ihnen begangen seyn sollende „Schelmenstück“ und den überführten „Schelmen,“ wie Sie den sehr ehrenwerthen Verfasser jener Rezension nennen, betrifft, so wird die Redaction Ew. rc. hierauf dienen. Meine Privatmeinung darüber ist, daß Ew. rc. sich auch hier sehr übereilen und daß Sie diese Bezeichnung weit weniger rechtfertigen können, als der Rezensent seine erzählende Anführung, die auch keinesweges in der Rezension gesperrt gedruckt ist, wie Sie durch die Ihrige fast glauben machen und sich noch weniger mit“ „zur Bezeichnung des wörtlichen Abdrucks versehen befindet. Auch was Sie über S ch n u r gegen den Rezensenten gesagt haben, s ch e i n t mir, nach Campe's, Adelungs und Mozins Wörterbüchern, wenigstens dem Sprachgebrauch entgegen und das Urtheil des Rezensenten das richtigere zu seyn. Mir scheint endlich, daß diese und ähnliche Wortklaubereien wenig oder nichts zur Sache selbst thun, die der Rezensent, dünkt mir, mit Anstand, Kenntniß und Geist behandelt hat, und so wie Gegen-

stände der Literatur und der Kunst bei der Kritik immer behandelt werden sollten.

So weit meine Erklärung zur Festsetzung des Standpunctes über unsere Verhältnisse. Sollten Ew. rc. fortdauernd noch immer andere haben wollen, so bin ich entschlossen, das Publicum darüber durch Vorlegung unserer Correspondenz richten zu lassen.

Mit der vollkommensten Ergebenheit und Hochachtung.

Brockhaus.

f)

An Herrn Brockhaus in Leipzig.

Weißenfels am 27. Novbr. 1819.

Ew. rc. haben eine so gediegene eiserne Stirn, um theils falsche, theils alberne Ansinnungen und Beschuldigungen zu debitiren, daß ich mich schäme, nicht gleich bei dem ersten Besuche, den Sie mir in Leipzig machten*), Sie für dasjenige erkannt zu

---

*) Die kurze Geschichte meiner persönlichen Verbindung mit Herrn Hofrath Müllner ist, so weit sich die Daten in meinem Gedächtniß erhalten haben, folgende. In dem Jahre 1811 oder 1812 trug er mir direct oder durch einen gemeinschaftlichen Bekannten (Hrn. Prof. Messerschmidt) den Verlag der später bei Breitkopf und Härtel erschienenen dramatischen Spiele an. Die Unterhandlung darüber hatte keinen Erfolg. — Auf

haben, was Sie sind. Drucken Sie Libelle ge=

---

meine Einladung zu Beiträgen für das von mir herausgegebene Taschenbuch Urania sandte er mir 1812 oder 1813 oder auch 1814 die Fabel seines Trauerspiels die Schuld als Erzählung bearbeitet. Ich glaubte davon für die Urania keinen Gebrauch machen zu können und schickte ihm diese Erzählung zurück. (Sie wurde nachher anderwärts gedruckt.) Jetzt, um welche Zeit weiß ich nicht mehr genau, bot er mir die Uebernahme seines juristischen Werks über gerichtliche Entscheidungsgründe an, das er auf eigene Kosten hatte drucken lassen. Ich konnte auch von dieser Anerbietung keinen Gebrauch machen und lehnte sie ab. (Der Ueberrest der Auflage von diesem Werke ist späterhin mit einem neuen Titel bei Herrn Göschen erschienen.) Im Winter 1817—1818 hatte ich endlich die Ehre, Hrn. Hofrath Müllner in Leipzig in einer Gesellschaft in einem der ersten Häuser, deren Vorsteherin den Grazien wie den Musen gleich befreundet ist, vorgestellt zu werden. Der Abend war pikant, denn die gastfreundliche Aufnahme, die er in diesem Augenblicke genoß und früher immer genossen hatte, bildete einen schneidenden Contrast gegen einen — unglücklicher Weise gerade denselben Abend mit der Post eingelaufenen, von ihm herrührenden Aufsatz im Morgenblatt über das Leipziger Theater und die Gesellschaft in Leipzig (nicht die Theatergesellschaft, sondern diejenige, in deren Mitte sich Herr Hofrath Müllner gerade befand.) Am nächsten und den folgenden Tagen wurden gegenseitige Besuche zwischen uns gewechselt und von dieser Zeit an hat ein Verhältniß der gegenseitigen persönlichen Courtoisie zwischen

gen mich nach Belieben, aber verschonen Sie mich mit Ihren Zuschriften. Müllner.

---

uns bestanden. Herr Hofrath Müllner erzeite mir bei jeder Anwesenheit in Leipzig die Ehre seines Besuchs, den ich ebenfalls jedesmal erwiederte. Außerdem bestand ein fortwährender Briefwechsel über literarische Arbeiten und Gegenstände der Literatur zwischen uns, wie sich schon aus dem hier abgedruckten Briefwechsel zur Genüge ergiebt, der auch bis zu dem Augenblick, wo der letzte Brief vom 27. Novbr. geschrieben ist, den Standpunct seines Urtheils über mich aufstellt. Der letzte persönliche Besuch des Hrn. Hofrath Müllner hatte Anfang August Statt. Herr Hofr. Müllner befand sich um diese Zeit in *Leipzig*, um die Gastvorstellungen der Frau Schröder zu sehen. Er wünschte zwar die genauere Bekanntschaft dieser großen Künstlerin zu machen, konnte sich aber nicht entschließen (!) sie, unsere deutsche Clairon-Siddons, persönlich zu besuchen! Irgendwo gegebene Winke veranlaßten endlich Herrn Hofrath Küstner (den Unternehmer des Leipziger Theaters), mich als beiderseitigen Bekannten, sowohl der Mad. Schröder als des Hrn. Hofrath Müllner, zu ersuchen, beide zu einem Thee zu bitten, und dadurch ihre persönliche Bekanntschaft zu bewirken, was auch gern von mir geschah. Herr Hofrath Müllner reis'te am nächsten Morgen von hier wieder ab und ich trat eine größere Reise an, auf deren Rückwege ich Hrn. Hofr. Müllner auf seine Einladung gelobt hatte, ihm einen Besuch abzustatten. Hieran schließt sich Nr. 1 dieser Correspondenz. Man verzeihe diese Details, die aber zur Würdigung des Briefes Nr. VI. nicht überflüssig sind.

VIII.

Ich theilte die vorstehende Correspondenz im Original einem meiner bewährtesten Freunde mit, dessen Name in ganz Deutschland mit Achtung genannt wird. Hier seine Antwort, zu deren Bekanntmachung ich Erlaubniß erhalten habe.

An Herrn Brockhaus.

Der Genuß des Weihrauchs hat, wie die Ueberfüllung mit geistigen Getränken, gewöhnlich einen Rausch zur Folge, welcher die gefeierten Günstlinge der Musen zu seltsamen Ausschweifungen hinreißt. Besonders dem Egoisten steigt der süße Duft schnell in den Kopf, und macht ihn so wirblich, daß er, der seine erste bescheidne Gabe auf den Altar legte, seine weitern Opfer mit hoffärtigem Anlauf verrichtet und über die geringste Ausstellung an seinen Geschenken so ungeberdig wird, daß sich mit ihm kein vernünftiges kritisches Wort reden läßt. Mit wahrer Berserker-

wuth fällt er jeden an, der nur den leichtesten Tadel über seine Opfergabe ausspricht oder den Weihrauch der Menge zu stark findet, störet die Ordnung des Tempels und verscherzet die erworbene Gunst der Götter, — ja, wer den ersten Gang zum Altar sah und dem Genius huldigte, erkennt ihn nicht wieder, wenn er jetzt mit gebieterischem Dünkel sich herzudrängt und sich mit vollen Händen den Weihrauch selbst streuet.

Diese Gedanken, Freund! erweckte mir Ihre, zusammt den *bezüglichen Beilagen* mitgetheilte, Correspondenz mit *Herrn Hofrath Müllner*, worin dieser von seiner Mitwelt sehr geehrte Schauspieldichter alles gethan hat, um das Ovidianum

— — didicisse fideliter artes
Emollit mores, nec sinit esse feros*)

Lügen zu strafen.

Ich will den Yngurd ganz in seinen Würden lassen, weil das Urtheil der Mitwelt nie allein den classischen Werth bestimmt, will also die Meinung des *anonymen* Rezensenten im *Hermes* weder bestreiten, noch verfechten, aber, daß Hr. Hofrath Müllner

*) Treulich den Künsten obliegen, mildert die Sitten, duldet nicht rohe Gesinnung.

eine solche Kritik wie ein Majestätsverbrechen behandelt und sich dabei das unverschämteste Selbstlob, und gegen Sie und Hrn. Professor Krug die impertinentesten Ausdrücke verzeiht, das — empört. Auch bewährt er in diesem Schriftwechsel eine eigne rabulistische Manier — seine Gegner bei ein Paar — wie er meint — schwachen Stellen zu fassen, und diese gefaßten Puncte nicht loszulassen, so aber durch Hervorhebung des Einzelnen den richtigen Gesichtspunct des Ganzen zu seinem Vortheile zu verrücken. Da hat ers nun lediglich mit

dem beträchtlich weinen
und
der Schnur

und auf etwas anders geht er nicht ein; so ausführlich auch der Rezensent sich über das ganze Werk verbreitet. Er mag doch zeigen, daß in der ganzen Rezension ihm Unrecht geschehen, und wo es ihm geschehen! — aber er soll nicht auf diesen an sich unwesentlichen Stellen sich herumdrehen. Er mag aufrichtig gestehen, daß er, wie in allen seinen Theaterstücken, auch im Yngurd seinem Trieb, die Schauspieler pedantisch zu hofmeistern, zu Liebe, die widerlich ausführlichsten Anweisungen zur begleitenden Handlung hat beidrucken lassen und daß er die Lesewelt und die Schauspieler wie ein von ihm dirigirtes

Liebhabertheater behandelt. Was macht er ferner für unnützes Aufhebens mit der Schnur? Warum gesteht er auch hier nicht, daß er in seiner poetischen Licenz zu weit gegangen, und vom willkommenen Reimbande sich verleiten lassen, diese gewagte Bedeutung unterzuschieben — oder auch gar zu irren? Es ist weder einem lateinischen noch deutschen Scribenten eingefallen, nurus für privigna und Schnur für Stieftochter zu gebrauchen, und Herr Hofrath Müllner macht sich gar kein Verdienst um seine Muttersprache, wenn er die Doppelsinnigkeit anderer Zungen ihr einzuverleiben *sucht* — ein Beginnen, wozu auch mehr Ansehn gehört, als er zur Zeit in unserer literarischen Welt besitzt. Wenn man Unrecht hat, muß man's gestehen, und darf höchstens entschuldigen, aber die poetische Licenz so weit zu treiben, daß man Stieftochter und Schwiegertochter für ähnliche Verwandtschaftsverhältnisse erklärt und ganz andere Nebenbedeutungen des Worts nurus aus den lateinischen Dichtern zur Beschönigung seines Mißbrauchs anführen zu wollen, — das heißt wahrlich über die Schnur hauen.

Noch mehr über die Schnur aber haut Hr. Hofrath Müllner, wenn er den vom Rezensenten gebrachten Ausdruck

„werden die Reichsherren angewiesen,
„beträchtlich zu weinen“

deßwegen für ein Schelmstück erklärt, weil in seiner Instruction die Worte stehen

„die Reichsherren werfen sich auf
„seine Hände und küssen sie in
„Thränen“

und den Rezensenten für einen überführten Schelm erklärt. Er sollte bedenken, was dieses kräftige Wort bedeutet und vergißt, daß eine solche Rezension seines Products gar die Sache nicht darnach ist, zum Schelm zu werden. Wer sich so auszudrücken beliebt, gehört — bei allen Musen! dem Pöbel an und verdient darin die Verachtung jedes Gebildeten; wer ferner, wie Herr Hofrath Müllner, eine Sprache wie in seinen Schlußbriefen, sich gegen Personen erlaubt, welche ihn zuvorkommend und mit Achtung behandelt, ja, mit ihm in freundlichem Verkehr gestanden haben, der ist unwürdig, je die Segnung der Musen genossen zu haben. Dieß ist alles so klar und ernstlich wahr, daß ich die humoristische Manier, mit welcher Hr. Professor Krug die Sache behandelt, hier nicht an ihrem Orte finde; denn hier kann niemand daran liegen, die Lacher auf der Seite zu haben, sondern darzuthun, daß man alle ehrliche Menschen auf der

Seite haben müsse. Hr. Hofrath Müllner hat böse und ungerechte Sache, und wird sein unverantwortliches Betragen nie rechtfertigen können, weßhalb ich Ihnen auch rathe, durchgehends bei den Thatsachen stehen zu bleiben, und dem Publikum das Urtheil ohne alle Erörterungen zu überlassen.

Uebrigens billige ich den Abdruck dieser Correspondenz sehr, weil sie einen belehrenden Beitrag zur Characteristik des jetzigen literarischen Verkehrs, und jeden denkenden Leser den Beweis in die Hände liefert, wie schädlich es sey, die neu aufgehenden Lichter der Musenwelt mit zu vollem Beifall zu begrüßen. Hätte man es mit dem Applause bei der Schuld, den Vertrauten, den großen Kindern (welche letzteren vollends nicht vielmehr als Uebersetzungen sind) ꝛc. nicht so übertrieben, so wäre der Yngurd nicht mit solcher Prätension aufgetreten, und hätten namentlich die Leipziger nicht anfangs zu viel Wesens mit dem Hrn. Hofrath gemacht, so würde er nicht zum böswilligen Zensor des Theaters an der Pleiße sich aufgeworfen, und vielleicht manche geheime und offene Unbill nicht begangen haben, welche ihm den gerechten Vorwurf des Uebermuths, der Hoffart und des schneidendsten Egoismus zuziehen mußte.

Auch ist mir es lieb, daß sich in diesem Schriftwechsel Ihre Absicht bei der Unternehmung des Hermes beiläufig in voller Klarheit entwickelt, und Sie dem Publikum auch hier wieder als ein Verleger erscheinen, welcher höhere als die gewöhnlichen pecuniären Tendenzen mit seinen Unternehmungen verbindet.

Den 3. Decb. 1819.

L. A. T.

Bayerische Staatsbibliothek München

* *
*

Da Herr Hofrath Müllner die Gewohnheit hat, wenn er einmal feindselig gegen Personen oder Institute gesinnt ist, seine Urtheile, mannichfaltig eingekleidet, in verschiedene literarische Blätter einrücken zu lassen (wie Hr. Prof. Krug dieß in dem unter VI. mitgetheilten Aufsatz schon erwähnt hat); so hielt der Herausgeber des Hermes es für seine Pflicht, die Redactionen des literarischen Wochenblatts, — des Morgenblatts, — der Hallischen allgemeinen Literatur-Zeitung, — der Zeitung für die elegante Welt und der Originalien, deren der Herr Hofrath sich in neuerer Zeit insbesondere bedienet hat, um in ihnen seine Bolzen zu verschießen, auf die obschwebenden Verhältnisse aufmerksam zu machen,

und er erließ daher an die verschiedenen Redactionen dieser Zeitschriften ein Schreiben in der Art, wie das hier folgende.

IX.

An die Herren Gebrüder Hoffmann in Weimar, als Herausgeber des literarischen Wochenblatts.

Leipzig, d. 2. Dec. 1819.

Ich theile Ihnen einliegend Herrn Prof. Krugs Antwort auf die Anfälle des Hrn. Hofrath Müllner in Weißenfels mit und ersuche Sie, besonders von der Schlußbitte Notiz zu nehmen, was um so nöthiger seyn wird, wenn derselbe, wie er selbst zu verstehen gegeben hat, die Haupt=Redaction Ihres literarischen Wochenblatts vom Januar an übernehmen sollte.

Da ich ebenfalls dieser Geschichte wegen mit Herrn Hofrath Müllner in offne

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Fehde gerathen bin, so darf ich nicht minder erwarten, daß er, wie einst der erbärmliche Merkel, auf jeden meiner Verlagsartikel Jagd machen und suchen werde, solche stets in den Koth zu ziehen.

Ich halte es daher für meine Pflicht, Sie hierauf aufmerksam zu machen, da ich von Ihrer Rechtlichkeit und Collegialität erwarten darf, daß sie einem solchen gehässigen und unwürdigen Betragen nicht die Hände bieten, noch solches in einem in Ihrem Verlage erscheinenden Institute dulden werden *).

---

*) Nachdem der Meister Garlieb in dem zu einem neuen schwachen Leben wieder erstandenen „Alten Freimüthigen" lange genug, aus persönlichem Hasse gegen mich, sein Unwesen gegen jeden meiner Verlagsartikel getrieben hatte, glaubte ich es mir endlich schuldig zu seyn, die damaligen Verleger dieses Blatts, die Herren Haude und Spener in Berlin, auf ein solches, die deutsche Gelehrten-Republik schändendes Betragen aufmerksam zu machen, und ich muß sowohl diesen Herren als dem ihnen bald folgenden neuen Verleger, Hrn. Enslin in Berlin, das Zeugniß geben, daß sie meine Reclamation sogleich billig und gerecht fanden, und es nicht weiter duldeten, daß jede meiner Unternehmungen von dem elenden Menschen mit seinem Geifer

Bayerische Staatsbibliothek München

bespritzt wurde. — Doch hörte bald nachher das schlechte Blatt aus Mangel an Theilnahme auf. Im gegenwärtigen Falle ist es freilich schlimmer, da der Verf. der Schuld, ein anderer Proteus sich in zehn Gestalten wirft, und sein Urtheil eben so oft vervielfältigt, vermummt ins Publikum einzuschwärzen sucht. Dieses Verfahren muß also wenigstens zur möglichsten öffentlichen Kunde kommen.

B.

X. — XIII.

An Herrn Geh. Hofrath Cotta von Cottendorf, als Unternehmer und Eigenthümer, und an Frau Legationsräthin Huber, als Redactrice des Morgenblatts.

An die Redaction der (hallischen) allgemeinen Literatur-Zeitung.

An Herrn Hofrath Methusalem Müller, als Redacteur der Zeitung für die elegante Welt.

An Herrn Lotz in Hamburg, als Redacteur der Originalien und der Flora.

Die Schreiben an diese verschiedenen Individuen oder Redactionen hatten ähnlichen Inhalt wie Nr. IX.

Berichtigung zu S. 76. und S. 97.

Herr Hofrath Müllner übernimmt nicht, wie hier irrig angegeben ist, die Redaktion des Weimarischen literarischen Wochenblatts, sondern die der literarischen Beilagen zu dem Stuttgarder Morgenblatte.

B.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müllner, Adolph,

Müllneriana

Bd.: 1 : Verhandlungen über eine Rezension der Yngurd im dritten Stück des Hermes zwischen Herrn Hofrath

Leipzig (1820)

P.o.germ. 965 p-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115252-1